

Denkmal

Magazin für Denkmalpflege in Österreich
Ausgabe 1/2021

heute

Schloss Hornegg

Die Geschwister Holler
sprechen über das Leben in
und mit ihrem Denkmal



Hundertwassers Regentag

Römer und Hunnen in Weiden am See

Peter Fabjan und das Bernhard Haus in Ohlsdorf

Großglockner Hochalpenstraße: Ein Denkmal voller Leben

Dachgärten: Historische grüne Wohnzimmer

9 Euro





Österreichische Postsparkasse, Architektur: Otto Wagner, Foto: David Schreyer

BIG

Otto Wagners Postsparkasse ist eines von 350 denkmalgeschützten Bauwerken im Portfolio der Bundesimmobiliengesellschaft. Seiner visionären Planung ist es zu verdanken, dass wir aus dem 40.000 m² großen Avantgardebau heute einen modernen Standort für Wissenschaft und Forschung machen können. Die historischen Universitätsgebäude, Ministerien, Schulen und Verwaltungsgebäude, für die wir Verantwortung tragen, bedürfen unserer besonderen Umsicht bei der Instandhaltung und Sanierung. Ihre sorgsame und konsequente Erhaltung bedeutet gleichzeitig Schonung von Ressourcen und macht aus Denkmalschutz einen wichtigen Faktor für den Klimaschutz.

Editorial

Martin Böhm

Präsident der Österreichischen Gesellschaft
der Denkmalfreunde

Auch wenn es im vergangenen Jahr, bis auf die große Diskussionsveranstaltung in den Räumlichkeiten des Parlaments zum Thema „Nachhaltige Baukultur: Denkmalschutz ist Klimaschutz“, kaum öffentlich wahrnehmbare Veranstaltungen zum Thema Denkmalschutz gab: Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bundesdenkmalamtes arbeiten intensiv weiter. Dazu gibt es viel Positives zu berichten: **Denkmal heute** ist auch mit der zweiten Ausgabe im neuen Design auf begeisterte Resonanz gestoßen. Der Erfolg des Magazins ist für alle Beteiligten eine Bestätigung und eine bleibende Bestärkung für die Relevanz der Themen des Denkmalschutzes in Österreich. Wir freuen uns, Ihnen in der ersten Ausgabe dieses Jahres wieder Denkmale des Monats in Wien und im Burgenland sowie Mustersanierungen in Niederösterreich vorstellen zu dürfen. Ein technisches Denkmal wird mit Friedensreich Hundertwassers Schiff „Regentag“ beleuchtet, das für ihn einen bedeutenden Lebensabschnitt, sein Zuhause und sein schwimmendes Atelier darstellte.

Die Themen rund um bewegliche Denkmale, archäologische Funde, Alltagskultur, Architektur, kirchliche Besonderheiten, Manuskripte, Literatur und eine spezielle Buchvorstellung zeigen die Vielfalt, die der Denkmalschutz umfasst, und motivieren dazu, die begonnenen Wege weiterzugehen. Nicht zuletzt, weil Denkmalschutz grenzenlos ist, wie die Gespräche mit unseren Nachbarn – in dieser Ausgabe im Fokus: die Slowakei – zeigen. Das Frühlingserwachen an der Großglockner Hochalpenstraße befördert uns thematisch in die neue Jahreszeit, stellt ein ungewöhnliches Denkmal und einen Welterbe-Kandidaten in den Mittelpunkt und leitet den neuen Schwerpunkt der Denkmal-Rekorde ein. Es gibt viel zu tun für den Denkmalschutz, und wir hoffen, wieder auf Ihre Unterstützung zählen zu dürfen!

Annette Ahrens

Chefredakteurin
Denkmal heute

Die frische Aufmachung unseres Heftes zeigt es deutlich: Das Bundesdenkmalamt ist kein Nostalgieclub. Vielmehr engagieren sich seine 200 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dafür, die rund 38.000 in Österreich unter Denkmalschutz stehenden Objekte nach höchsten Standards zu bewahren. Nicht zu vergessen: Der denkmalgeschützte Bestand, der rund ein Prozent aller Gebäude in Österreich ausmacht, ist auch ein Motor für die Wirtschaft. Rund 100 Millionen Euro fließen jährlich in die Erhaltung, wobei die Haupteigentümer – Kirche, Gemeinden und Private – die wesentlichen Aufgaben erfüllen. Für diese Ausgabe haben wir uns in Schloss Hornegg umgesehen, das von der Eigentümerfamilie behutsam instandgesetzt wird. Und wir sind nach Salzburg gereist, um zu erfahren, was eine Schweizerin dort schützt. Auch sonst zieht es uns ins Grüne: ins Gartenhäuschen von Joseph Haydn und in den Dachgarten hoch über der Stadt. Gartenflair, wenngleich indoor, hat auch die frisch renovierte Sala Terrena des Deutschordenshauses zu bieten. Garten und Schloss der Fürsten Esterházy in Eisenstadt hat unser beliebter Denkmalschnüffelhund Emil diesmal besucht. Zu einem Ausflug kulinarischer Art wiederum lädt das traditionelle „Gasthaus zu den 3 Hacken“, das neue Eigentümer hat. Was aber machen Münchner Augustiner mitten in Wien?

Einen thematischen Kontrast bietet das konservatorisch aufwendige Material Sichtbeton: Jahrzehnte, nachdem ihm eigenständige Bedeutung zuerkannt wurde, kommt er nun – wie einige Beispiele zeigen – in die Jahre. In den Fokus rückt hier eine weitere Besonderheit: der Terrazzoboden. Er spiegelt die Kunst traditionellen Handwerks wider, wie es das Informations- und Weiterbildungszentrum Baudenkmalpflege in der Kartause Mauerbach zu bewahren versucht. Dort widmet man sich unter anderem auch dem Erhalt historischer Fenster.

Damit unsere Kunstdenkmale für die nächste Generation fit gemacht werden können, braucht es nicht nur finanzielle Mühe der Eigentümer, private Obhut und persönliche Sorge, sondern auch Spenden – die Österreicherinnen und Österreicher in großem Umfang leisten. Dafür möchte ich unseren Lesern und Denkmalfreunden an dieser Stelle ein kräftiges Danke aussprechen!

Inhalt



Denkmal pflege

Serie

06 Denkmale des Monats – Wien, NÖ, Burgenland

Die Sala Terrena im Deutschordenshaus, das WIFI in St. Pölten und Joseph Haydns Gartenhaus in Eisenstadt

Kunst und Naturwissenschaften

14 Sichtbeton: Highlight und Herausforderung

Ein Baustoff, der bereichert.

Technische Denkmale

18 Hundertwassers „Regentag“

Friedensreich Hundertwassers Schiff – sein Zuhause, sein Land, sein Hauptquartier

Bewegliche Denkmale

22 Exoten, Blumenpracht und Denkmalhain

Die Entstehung des Grazer Stadtparks

Archäologisch

24 Römer und Hunnen in Weiden am See

Von einer „schwierigen Situation“ zur nachhaltigen Inwertsetzung eines archäologischen Denkmals

Kartause Mauerbach

26 Von Windeisen, Butzen und Leinölkitt

Die neue Serie zeigt die vielfältigen Materialbibliotheken des Wissensspeichers Kartause Mauerbach im Bundesdenkmalamt.

Denkmal menschen

Menschen im Denkmal

28 Ein steirisches Schloss erwacht zu neuem Leben

Der Landeskonservator der Steiermark, Christian Brugger, besuchte die Eigentümerfamilie Holler in Hornegg

Hinter den Kulissen

34 Eva Hody – die Salzburger Denkmalpflegerin

Die passionierte Denkmalpflegerin erzählt über „the cherry on top“ in ihrem Berufsalltag.

Grenzenlos

36 Gespräche mit unseren Nachbarn: Slowakei

Paul Mahringer im Gespräch mit Katarina Kosová

Literatur

38 „Als ob“ – das Bernhard-Haus in Ohlsdorf

Martin Haidinger traf Peter Fabjan im denkmalgeschützten Bernhard-Haus.

Architektur

42 „Die Oberfläche der Erde ist endlich“

Angelika Fitz im Gespräch mit Christoph Bazil über Denkmalschutz, Nachhaltigkeit und das Az W

Denkmal kinder

Denkmalhund Emil

46 Schloss Esterházy

Denkmalhund Emil besucht das Wahrzeichen von Eisenstadt.

Denkmal kultur

Denkmal digital

50 Bestandsschutz durch Digitalisierung

Die Datenbank des Bundesdenkmalamtes zur visuellen Bewahrung des kulturellen Erbes Österreichs

Kulturelles Erbe

52 Kulturlandschaft der Kellergassen

Wirtschaftssiedlungen, „Dörfer ohne Rauchfang“, aber jedenfalls bedeutendes bäuerliches Kulturerbe

Denkmal diskursiv

56 Von Karl Lueger zu Marcus Omofuma

Diversität in der österreichischen Denkmallandschaft durch identitätsstiftende Denkmale

Bedeutsame Belanglosigkeit?

58 Triest in Wien

Andreas Lehne auf den Spuren der wichtigsten Hafenstadt der Monarchie in Wien

Fotoarchiv

60 denk mal GESTERN, Denkmal heute

Das Malergässchen in Spitz an der Donau

Welterbe

62 Großglockner Hochalpenstraße: Ein Denkmal voller Leben

Eine der schönsten Panoramastraßen der Welt und wahrscheinlich das höchstgelegene Denkmal Österreichs.

Alltagskultur

66 Zwischen Himmel und Erde

Historische Dachgärten -über das Wohnen im Freien

Traditionelles Handwerk

70 Terrazzo – ein ökologischer Tausendsassa

Viele gute Gründe für die Renaissance dieses schönen Baustoffes

Religiöse Besonderheit

74 Einzigartiges bauliches Dokument der „Schewa Kehillot“

Das ehemalige Bethaus in Kobersdorf wird für Kulturveranstaltungen adaptiert.

Archäologische Funde

76 Der Münzfund von Landshut

Mit Unterstützung des Bundesdenkmalamtes wurden 2.500 Münzen gehoben.

Denkmal freunde

Unternehmen und Stiftungen als Denkmalfreunde

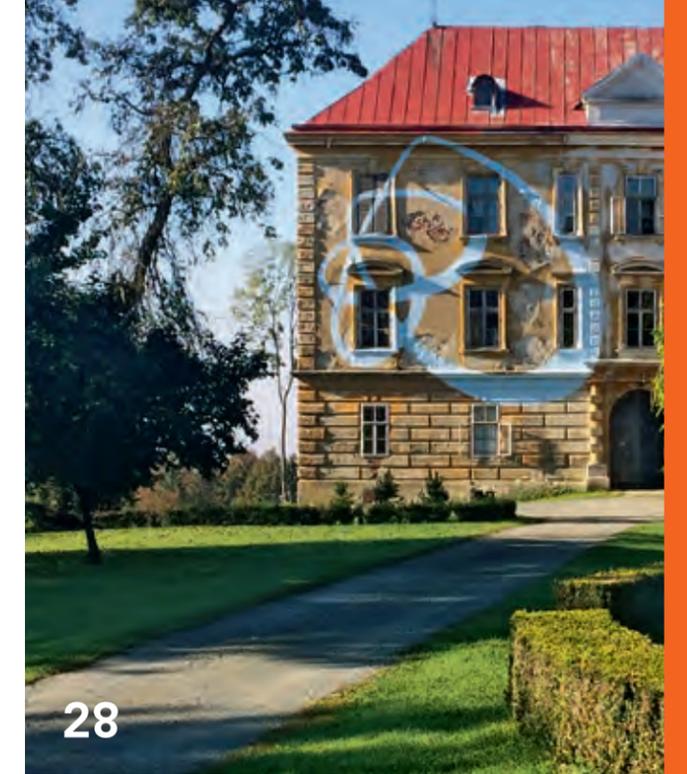
78 Gasthaus zu den 3 Hacken

Das Traditionswirtshaus im denkmalgeschützten Ambiente

Agenden der Denkmalfreunde

80 Der „Denkmalbeirat“

Der Expertinnen- und Experten-Pool in Sachen Denkmalschutz



Denkmal standards

03 Editorial

82 Impressum und Vorschau

Denkmal pflege

In der Reihe „Denkmale des Monats“ stellt Denkmal heute jeweils drei erfolgreich abgeschlossene Projekte in der Baudenkmalpflege oder besondere Denkmale in den Bundesländern vor. Diesmal präsentiert uns Angelina Pötschner das Gartenhäuschen Joseph Haydns in Eisenstadt, Wolfgang Salcher schreibt über die restaurierte Sala Terrena im Deutschordenshaus und Margit Kohlert und Astrid Mang berichten über das WIFI St. Pölten – ein Sichtbetonobjekt.



Denkmale des Monats



Denkmale des Monats

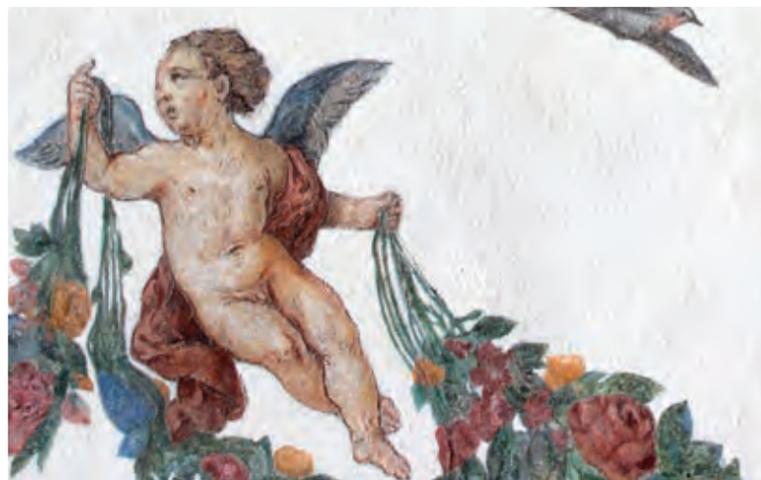
Restaurierung eines barocken Schmuckstücks

Wolfgang H. Salcher

Wien

Die Sala Terrena im Deutschordenshaus

Das Deutschordenshaus, ein mehrere Höfe umfassender monumentaler Gebäudekomplex im Herzen Wiens, birgt nicht nur die bedeutende Kirche St. Elisabeth, sondern auch ein besonderes Kleinod, die Sala Terrena. Nach Übertünchen geriet ihre beeindruckende barocke Ausstattung zwischenzeitlich in Vergessenheit. Nun wurde dieses Schmuckstück denkmalgerecht wiederhergestellt.



Der auf einem Weinfass sitzende Bacchus, Gott des Weines und des Rausches, mit seinem tierischen Begleiter, dem Leoparden, hält den Thyrsosstab, auch „Bacchusstab“ genannt, in der Hand. © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

„Die Zielsetzungen und Erwartungen im Vorfeld dieses Projekts wurden mehr als übertroffen“, resümiert DI Valentin Pribernig, Verantwortlicher des Deutschen Ordens. „Der ‚Edelstein‘ des Deutschordenshauses wurde zum Strahlen gebracht.“ Gemeint ist die Sala Terrena, ein kleiner Saal, dessen Wände und Gewölbe barocke illusionistische Malereien zieren. Die beeindruckende Ausstattung der Sala Terrena mit ihren mythologischen Szenen und reichen figuralen Ornamenten musste in den vergangenen Jahrhunderten freilich einiges über sich ergehen lassen. Mehr als 70 Jahre waren die Malereien unter mehreren grauen Malschichten verborgen. Nach umfangreichen Voruntersuchungen konnte die Restaurierung nun abgeschlossen und der Saal wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Übermalt und vergessen

Im Unterschied zur Kirenausstattung, bei der man im Zuge einer neogotischen Umgestaltung um 1868 alles Barocke restlos entfernte, wurden die Malereien der Sala Terrena lediglich mit Kalktünche überdeckt und blieben deshalb erhalten. Die barocke Ausstattung geriet so aber rasch in Vergessenheit. Erst 1903 änderte sich die Situation: Man glaubte, „unter der Tünche Spuren anscheinend bedeutender alter Fresken gefunden zu haben“. Bis zur Freilegung der Malereien in den 1940er-Jahren sollten indes noch einige Jahrzehnte vergehen.

Die vorübergehende Nutzung als Rumpelkammer, grobe Freilegungen, Übermalungen, Schmutz, Staub, Feuchtigkeit, Risse und ein Wasserschaden taten ein Übriges und machten die nunmehrige Restaurierung zur spannenden Herausforderung. Umso erstaunlicher, dass es mit dem aufwendigen Instandsetzungsprojekt nun doch gelungen ist, die komplexe Geschichte weitgehend zu entschlüsseln und den wunderbaren, intimen Rahmen dieses Schmuckstücks denkmalgerecht wiederherzustellen.

„Die Ausgangslage für die Restaurierung war denkbar schwierig. Die behutsame schrittweise Umsetzung mit Musterflächen hat uns geholfen, zu einem überzeugenden Ergebnis zu gelangen“, bringt es Friedrich Dahm, Landeskonservator für Wien, auf den Punkt. Die Sala Terrena sollte wieder einen optisch geschlossenen Gesamteindruck vermitteln und den Charakter der ursprünglichen barocken Malereiausstattung erahnbar machen.

Begleitend zu den aufwendigen Restaurierungen konnten Brandschutzmaßnahmen, ein neues Beleuchtungskonzept sowie Einrichtungen zur Schaffung eines stabilen Raumklimas implementiert werden. Die Arbeiten für den zum Teil unterirdischen Einbau der erforderlichen Haustechnik



Die Sala Terrena wird für Konzerte, Lesungen und andere Veranstaltungen genutzt. © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

wurden archäologisch begleitet. Bei gelungenen Instandsetzungsprojekten liegt die Qualität oft in dem, was man zum Schluss nicht sieht. Schallschutz, Fluchtwege sowie die strengen behördlichen Auflagen zur Abhaltung öffentlicher Veranstaltungen ließen sich umsetzen, ohne dass die dafür erforderlichen umfangreichen Maßnahmen störend wahrgenommen werden. Die Sala Terrena bietet nun nicht nur wieder einen Anziehungspunkt für internationale Reisegruppen, sondern steht mit ihrer angenehmen Atmosphäre künftig auch für Konzerte, Lesungen und vieles mehr zur Verfügung.

DI Wolfgang H. Salcher ist stellvertretender Leiter der Abteilung für Wien im Bundesdenkmalamt.

An der Wiener Adresse Singerstraße 7 nahe dem Stephansdom befindet sich mit dem Hochmeisteramt, dem Zentralarchiv, der Schatzkammer und der Residenz des Hochmeisters die Zentrale des Deutschen Ordens. Hier sind auch der Sitz des Priorates der Ballei Österreich sowie die Deutschordens-Rektoratskirche St. Elisabeth zu finden.

Lesetipp

Wiederhergestellt – Sala Terrena im Deutschordenshaus auf bundesdenkmalamt.gv.at lesen oder unter redaktion@bda.gv.at bestellen.



Expressive Symbiose von Funktion und Skulptur

Margit Kohlert, Astrid Mang

Das WIFI-Gebäude in St. Pölten

Das Wirtschaftsförderungsinstitut (WIFI) Niederösterreich beschloss in den 1960er-Jahren den Bau eines Lehr- und Werkstättengebäudes in St. Pölten. In einem Wettbewerb dazu setzte sich Architekt Karl Schwanzler mit einem innovativen Projekt durch. Der Gesamtkomplex war durch einen flachen, langgestreckten Bauteil mit Werkstätten und Theoriekursräumen gekennzeichnet. In vertikalem Kontrast dazu wurde ein 17-stöckiger Internatsturm realisiert. Man spricht heute von einer fulminanten Sichtbetonplastik, die freilich 1999 mehr oder weniger unbemerkt abgebrochen wurde, nachdem sie aufgrund statischer Mängel jahrelang leer gestanden war.

Das Institutsgebäude blieb erhalten und ist heute noch in seiner ursprünglichen Funktion in Verwendung. Der um acht Höfe gruppierte zwei- bis dreigeschoßige Bau besticht durch ein wesentliches Gestaltungselement: Sichtbeton. Die konstruktiven Elemente aus diesem Material werden durch weiße Wände, großzügige Holzglaselemente und stützenlose Fensterbänder ergänzt. Diese Symbiose bewirkt die Expressivität der Architektur.

Auch wenn der Bau in der Vergangenheit schon zahlreichen Veränderungen unterworfen wurde – Abbruch des als Internat dienenden Hochhauses, Anbau und Aufstockung des Institutsgebäudes –, war seine Bedeutung als Denkmal unbestritten, da er in konsequenter Formensprache den Stil der expressiven Nachkriegsmoderne verkörpert und bereits zum Zeitpunkt seiner Fertigstellung Signal für ein dynamisches und fortschrittliches Niederösterreich war. Die erwünschte Modernisierung im Einklang mit einer denkmalgerechten Sanierung erfordert eine enge Abstimmung mit dem Denkmalamt. Zur Restaurierung der Sichtbetonfassade fanden im Jahr 2013 Probearbeiten an einer stark verwitterten

Hoffassade statt. Sie zeigte Schäden in Form von großflächigen Abplatzungen, bedingt durch Rostsprengung der knapp unter der Betonoberfläche befindlichen korrodierten Torstahlarmerung. Weiters fanden sich zahlreiche Risse, Verschmutzungen und Verwitterungsschäden in Form von Absanden. Die Reinigung der Betonoberflächen erfolgte mittels Dampfstrahlens und partiellen Sandstrahlens. Die freiliegenden korrodierten Armierungseisen wurden sandgestrahlt und erhielten einen Rostschutzanstrich, um sie dann wieder mit auf den Bestand angepassten Ergänzungsmassen zu verschließen. Dabei imitierte man die Maserung der Schalungsbretter und passte sie farblich mithilfe von Retuschen an den Bestand an. Jüngst fand eine Überprüfung des 2013 restaurierten Fassadenabschnitts statt, bei der sich die Musterarbeit als erfolgreich bestätigte. Sie dient nun als Vorlage für die Restaurierung weiterer Fassadenabschnitte. Ein weiteres Projekt stellte die „Analysephase zur Generalsanierung des Institutsgebäudes“ dar. In vielerlei Hinsicht haben sich die Ansprüche an ein modernes Seminargebäude verändert. Das betrifft sowohl neue Sicherheitsvorschriften als auch Ansprüche der Nutzerinnen und Nutzer an moderne Haustechnik und effizienten Energieeinsatz. Die geplante Generalsanierung des Institutsgebäudes bereite man vorbildlich in Form einer denkmalpflegerischen Projektanalyse vor. Dazu waren die

erforderlichen Verbesserungen – Brandschutz, Bauphysik – ebenso zu untersuchen wie die Kosten im Laufe der Nutzungsdauer eines Gebäudes (Lebenszykluskosten) zu ermitteln.

Als Abschluss der Analysephase wurde ein überschaubar kleiner Bereich saniert. Dabei passte man auch die Nutzungen an die geänderten Ansprüche an. So fand einer der Gänge als Aufenthalts- und Studierbereich neue Verwendung. Die Seminarräume erhielten mechanische Be- und Entlüftungen, Heiz- und Kühldecken sowie akustische Verbesserungen. Ein neues Leitsystem erleichtert nun die Orientierung im Gebäude. Die Qualität dieser Maßnahmen kann im laufenden Betrieb überprüft werden und als Vorgabe für die Generalsanierung dienen. Damit wurde auf vorbildliche Art ein denkmalpflegerisches Projekt entwickelt, das nun in Etappen umgesetzt werden wird.

Mag. Margit Kohlert ist stellvertretende Leiterin der Abteilung für Niederösterreich im Bundesdenkmalamt.

Mag. (FH) Astrid Mang arbeitet als Teamassistentin in der Abteilung für Niederösterreich im Bundesdenkmalamt.

WIFI St. Pölten
Außen- und Innenansichten
© BDA, Fotos: Irene Hofer



St. Pölten

„Ein Riesegeist waltete in diesem Bretterhaus!“

Angelina Pötschner

Joseph Haydns Gartenhaus in Eisenstadt

„Wenn man von dem unteren Thore der k. Freistadt Eisenstadt hinab zwischen den Gärten und Scheuern an der Poststrasse nach Gschieß wandert, bemerkt man an der linken Seite, noch ehe man zu dem Bürgerspital kommt, tief im Hintergrunde der Gärten ein kleines, stockhohes, von Brettern zusammengezimmertes Gartenhäuschen, von Weinreben rings umrankt und von Obstbäumen umschattet.“

Elegisch beschreibt der unbekannte Autor dieser Zeilen im „Oedenburger Lokal-Blatt“ 1864 das ländliche Umfeld des Gartenhäuschens im Küchengarten Joseph Haydns, wo er der Legende nach viele Werke konzipiert haben soll. Nicht mehr erhalten sind die Befestigungen mit den Stadttoren, auch das Bürgerspital mit der dazugehörigen Kirche wurde 1962 abgetragen. Die Weinreben wurden in den 1970er-Jahren aus konservatorischen Gründen entfernt. Gschieß heißt seit 1924 Schützen am Gebirge, und die Gärten sind heute dicht verbautes Stadtgebiet, in dem sich das bescheidene hölzerne Gartenhaus mit dem 2020 erneuerten Schindeldach etwas verliert.

Joseph Haydn diente den Großteil seines Lebens der führenden Magnatenfamilie Esterházy und wohnte auch in Eisenstadt. Als der erste Kapellmeister der fürstlichen Hofkapelle Gregor Joseph Werner 1766 verstarb, erhielt Haydn dessen Funktion. Er war nun für alle Bereiche zuständig, von der Kirchenmusik über die Kammer- und Theatermusik bis zur Tafelmusik. Noch im selben Jahr erwarb er das seit 1935 als Museum geführte Wohnhaus in der Klostersgasse (heute: Haydngasse), zu dem verstreute Grundstücke gehörten, darunter der Küchengarten am Rand der Osterwiese. 1778 veräußerte Haydn das Anwesen, da er zu dieser Zeit hauptsächlich in Esterháza, dem „Versailles“ seines damaligen Dienstherrn Fürst Nikolaus I. im ungarischen Fertőd, weilte. Finanzielle Probleme infolge zweier Brandkatastrophen, bei denen auch Haydns Wohnhaus schwer in Mitleidenschaft gezogen worden war, und fortwährende, vor Gericht ausgetragene Nachbarschaftskonflikte mögen zu diesem Entschluss beigetragen haben.



Eisenstadt, Joseph Haydns Gartenhäuschen, Ansichtskarte, gelaufen (Poststempel: 7.VIII.32) © Burgenländisches Landesarchiv, Fotosammlung



Die Auswirkungen des Geniekults und der Sakralisierung des Künstlertums, die für die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts gleichsam zum Religionsersatz wurden, beeinflussten auch Joseph Haydns Wahrnehmung durch die Nachwelt. Sie wurde klischeehaft von seinem Altersbild als gütiger „Papa Haydn“ dominiert, dessen Musik „Ausdruck eines kindlichen, heitern Gemüths“ (E.T.A. Hoffmann) sei. Wesentliche Bezugspunkte des Geniekults waren auch die Wirkungsstätten der Kulturheroen – gleichsam die Pilgerorte der Verehrung. Vorbild für Haydns Gartenhaus ist Goethes Gartenhaus in Weimar, das zu einem Wallfahrtsort des Goethekults wurde. Dem traditionell überlieferten Haydnbild entspricht auch die süßlich-sentimentale Beschreibung des damit zum Kreativraum nobilitierten Holzhäuschens im „Oedenburger Lokal-Blatt“, wo „dieses anspruchslose, gar bescheidene Häuschen“ mehr als ein halbes Jahrhundert nach Haydns Tod zur kulturellen Wehestätte eines „der größten Männer der Tonkunst“ stilisiert wird: „Ein Riesegeist waltete in diesem Bretterhaus! Ein kleines heiseres Querfortepiano mit 5 1/2 Oktaven, ein kleiner Schreibtisch, ein rohgeflechtes Kanapee und ein Paar gleiche Stühle dazu, waren die Einrichtung und die Holzwände auf ihren

Fugen mit Noten-Papier – Partituren-Abrissen, Lieder-Concepten u.dgl. überkleistert und mit ein Paar Duzend [sic!] 3-5 stimmigen Canons unter Glas in einfachen eichenen Rahmen verziert.“ Ab 1900 kam es zu einer Wiederentdeckung des Gesamtwerks von Joseph Haydn und damit auch zu einer Befassung mit seinen Wirkungsstätten, die zu Gedenkort seines künstlerischen Schaffens wurden. 1928 wurde das Gartenhaus, das als Synonym für die Einfachheit und Volkstümlichkeit des Tonkünstlers galt, auf Initiative des lokalen Männergesangsvereins von Grund auf renoviert und fortan museal bewahrt.

Mag.^a Angelina Pötschner ist stellvertretende Leiterin der Abteilung für Burgenland im Bundesdenkmalamt.

Eisenstadt

Stadtentwicklung rund ums Gartenhäuschen, Juli 1980 © BDA, Foto: Viktor Knuff



Eisenstadt, Haydns Gartenhäuschen, Februar 2021 © BDA, Foto: Martina Oberer-Kerth

Sichtbeton: Highlight und Herausforderung

Johann Nimmrichter



Ob Gebäude oder Skulpturen: Die Denkmallandschaft wurde durch Sichtbetonobjekte um eine Facette reicher. Restaurierung und Erhalt bergen freilich große Herausforderungen. Das Bundesdenkmalamt hat jüngst drei ganz unterschiedliche Objekte aus Sichtbeton restauratorisch begleitet. Ihr Bestehen als wertvoller Teil unseres kulturellen Erbes ist damit langfristig gesichert

Beton besteht aus dem Bindemittel Zement, aus Füllstoffen, Zuschlägen und Additiven. Unter Beimengung von Wasser wird daraus ein stabiler, steinähnlicher Festkörper. Mittels Eisenbewehrungen lassen sich die statischen Möglichkeiten des Materials zudem wesentlich erweitern.

Die Verwendung von Beton als Baumaterial für Bauten des 19. und 20. Jahrhunderts liest sich als Erfolgsgeschichte. Schon bald übertrug sich die Materialität des Betons auch auf skulpturale künstlerische Arbeiten. Vor allem ab dem 19. Jahrhundert entstanden in der Folge serielle, aber auch individuell gefertigte dreidimensionale Kunstwerke. Die Formensprache spannte sich dabei von der klassischen Darstellung bis zur Moderne. Das Material Beton erlaubte die Umsetzung von herkömmlichen Formen ebenso wie von schwierigen, nahezu unmöglichen Gebilden. Die dafür notwendigen Anforderungen an den Beton ließen sich meist nur mit ausreichenden Eisenbewehrungen und Zusatzstoffen erfüllen.

Im 20. Jahrhundert gewann darüber hinaus die Sichtbetonoberfläche eigenständige Bedeutung. Die Betonmaterialität bewirkt mithilfe des bewusst angestrebten Oberflächenduktus eine selbstverständliche Authentizität der Substanz und Oberflächenerscheinung. In etwa kann man dies mit finalen Steinbearbeitungsspuren vergleichen. Diese über die Funktionalität hinausgehende

Der „Mandolinenspieler“ von Wander Bertoni nach der Restaurierung
© BDA, Foto: Johann Nimmrichter



Tragekonstruktion aus Sichtbeton der Markthalle auf dem Hofbauerplatz in Graz von Franz Forstlechner (1972) © BDA, Foto: Johann Nimmrichter

Ästhetik des Sichtbetons, von ihren Erschaffern bereits als bewusstes künstlerisches Moment gedacht, wird erst seit kurzem von vielen Menschen als Bedeutungsträger und sprechendes Materialornament verstanden.

Die ursprüngliche Hoffnung, mit Beton ein „ewiges Material“ erschaffen zu haben, erwies sich leider nicht immer als zutreffend. Schon nach wenigen Jahrzehnten wiesen viele Betonobjekte im Freien infolge von Witterung, Klimaeinflüssen, ungünstig rezeptierten Betonmischungen und rostenden Armierungseisen substantielle Schäden auf. Und so verschwanden schon kurz nach ihrer Entstehung die ersten Betonbauten und Betonskulpturen oder stellten nahezu unlösbare Restaurierungsherausforderungen dar. Da inzwischen zahlreiche Gebäude und Objekte aus Beton in der österreichischen Denkmalpfelandschaft als erhaltungswürdig eingestuft wurden und daher unter Denkmalschutz stehen, reift zurzeit die Betonrestaurierung zu einer wichtigen interdisziplinären Erhaltungsdisziplin heran.

Im Rahmen der Erstellung eines Leidfadens zur Sichtbetonrestaurierung in der österreichischen Denkmalpflege werden vom Bundesdenkmalamt neben einem Sichtbetonprojekt – der Markthalle auf dem Hofbauerplatz in Graz – auch zwei ganz unterschiedliche Betonskulpturen restauratorisch begleitet bzw. restauriert.

Nie zu spät:

Bedeutende Sichtbetonobjekte erhalten

2020 startete das Bundesdenkmalamt im Zusammenwirken mit Expertinnen und Experten aus den Bereichen Restaurierung, Statik, Naturwissenschaften, mit Betonfachfirmen, dem Internationalen Städteforum Graz und der Stadt Graz

ein Musterprojekt. Im Fokus: die 1972 von Franz Forstlechner in Sichtbeton entworfene Markthalle auf dem Hofbauerplatz, eine „Raumskulptur“, die nur 15 Gehminuten vom Grazer Hauptbahnhof entfernt, also für Architekturfreaks leicht zu erreichen ist. Ihre Stützkonstruktion wirkt trotz der massiven Betonelemente grazil und spielerisch. Die darin eingehängten Dächer, obwohl schon mehrmals verändert und repariert, schweben geradezu und bilden als horizontale Geraden eine zusätzlich Raumspannung aus.

Leider haben zu nahe an der Betonoberfläche eingebaute Bewehrungseisen durch Rostsprengungen Schäden am Beton verursacht. Um das für diesen Grazer Stadtteil so prägende architektonische Betonwahrzeichen erhalten zu können, sind neben der restauratorischen Behandlung – sie umfasst spezielle Reinigungsschritte, Freilegung der rostenden Eisen, Bewehrungsstahlbehandlung, Fehlstellschließung, angepasste Oberflächenberuhigung etc. – auch minimale statische Interventionen notwendig. Sie zielen allesamt auf eine nachhaltige Erhaltung ab und bilden somit eine optimale Voraussetzung für die Gesamtrestaurierung.

Sichtbetonguss: Geschätztes Material der Bildhauerei

Kurz vor dem Jahr 1955 wurde in der Grünanlage des Steinitzhofes in Wien-Hietzing eine von der Gemeinde Wien angekaufte Skulptur aufgestellt: der „Mandolinenspieler“, eines der beliebtesten Motive Wander Bertonis, die der österreichische Bildhauer noch als Kunststudent 1949 als stark abstrahierte Gussbetonplastik verwirklicht hatte. Seither wies der dunkle Betonguss aus schwarzgrünem Serpentinplit, der mit Portlandzement gebunden ist, an der Oberfläche starke



Männerpieta von Eduard Föderl: Rückseite mit mechanischen Schäden © BDA, Foto: Irene Hofer

Erosionen auf. Seine Gushaut war bis auf kleine, geschützte Oberflächenbereiche nicht mehr vorhanden, die Körnung des Serpentsplitts ragte spitz heraus, und die Bindemittelmatrix war nahezu eine Kornlage tief ausgewaschen. Aufgrund von rostenden Armierungen zeigten sich Risse. Fehlstellen wiesen auf Vandalenakte hin. Wander Bertoni selbst unternahm um 2000 einen Restaurierungsversuch, der allerdings nur unzureichend gelang. Er konnte auch durch Laboranalysen nachgewiesen werden. Nach fachgerechter Dokumentation, zahlreichen Laborauswertungen, Untersuchungen mittels Ferroskan und Georadar, Reinigung, Gesteinskonsolidierung, Fehlstellenergänzung, Rissbehandlung und Armierungseisenstabilisierung durch Inhibitoren werden in diesen Tagen Konservierung und Restaurierung in den Steinateliers der Abteilung für Konservierung und Restaurierung des Bundesdenkmalamtes abgeschlossen. Die Betonskulptur kann danach wieder an ihren Aufstellungsort zurückkehren.

Sichtbetonguss in traditioneller und politischer Verwendung

Ähnlich verhält es sich auch mit einer über fünf Tonnen schweren Skulptur aus Stampfguss, die eine „Männerpieta“ zeigt. Sie stand bis vor zirka 15 Jahren als Denkmal für die unbekanntesten gefallenen Soldaten auf dem Soldatenfriedhof Amras bei Innsbruck. Dieses um 1937 von Prof. Eduard Föderl geschaffene Werk war ursprünglich eine Auftragsarbeit für die Stadt Budapest. Warum ihre Anlieferung ausblieb, ist



mechanische Schäden

Rasterelektronenmikroskopie-Bild des „Mandolinenspielers“: Mikrorissbildung im Beton © BDA, Foto: Farkas Pinter

nicht bekannt. Vor 1953 kaufte die Republik Österreich die Statue an, 1953 wurde sie dem Schwarzen Kreuz und der Stadt Innsbruck übergeben.

Eduard Föderl, der auch als Restaurator arbeitete und nach 1953 sogar als „Chefredaktor“ des Bundesdenkmalamtes angesprochen wurde, jedenfalls im Fachbereich Stein, schuf mit der aus heutiger Sicht erklärungsbedürftigen heroischen und pseudoreligiösen Formensprache ein manieristisches, imposantes, aber auch diskurswürdiges Werk. Eine genaue Auseinandersetzung mit der Skulptur in ihrem politischen Kontext steht noch aus, soll aber weiter vertieft werden.

Mit dieser Art des Gusses, bei der die Negativform aus einigen kleinen Hundert Formelementen zusammengesetzt wird, hat Föderl, der nach 1946 mit anderen österreichischen Bildhauern einige Jahre lang zusammen mit Architekt Clemens Holzmeister in Ankara wirkte, den „Stampfguss“ optimiert. Diese Art des Gusses diente in der Folge als Vorbild für die Erstellung von Kopien vieler von Krieg und Luftverschmutzung zerstörter Freiskulpturen aus Stein in Österreich. Für ihre präzisen und nachhaltigen Kopien waren die „Restaurierwerkstätten“ des Bundesdenkmalamtes weit über die Staatsgrenzen hinaus bekannt. Heute bestehen beispielsweise nahezu alle Attikafiguren des Palais Trautson oder des Palais Liechtenstein in Wien aus Stampfgussbeton.

Die Schäden an Eduard Föderls Skulptur entsprechen in etwa jenen von Bertonis „Mandolinenspieler“. Allerdings ist aufgrund der Gussqualität hier die Gushaut des Sichtbetonwerkes wesentlich besser erhalten. Da in den vergangenen Jahren mit der Skulptur nicht sehr sanft verfahren wurde, sind zusätzlich größere Brüche und Risse aufgrund mechanischer Außeneinwirkung zu beklagen. Zurzeit sind die Restaurierungsmaßnahmen noch im Gang. Nach deren Abschluss soll auch diese Figur wieder an ihren vormaligen Aufstellungsort nach Amras in Tirol zurückgestellt werden. Sollte sich ein aufklärender Kommentar vor Ort als notwendig erweisen, wird dies in geeigneter Form geschehen.

In der Sichtbetonrestaurierung gilt es, die Oberflächenstrukturen in ihrer authentischen alterswertigen Erscheinung ohne entfremdende Beschichtungen zu erhalten. Die Denkmallandschaft ist durch diese faszinierenden Sichtbetonobjekte um eine Facette reicher. Sie sind nun wertvoller Teil unseres kulturellen Erbes.

Mag. Johann Nimmrichter ist Fachreferent für Stein in der Abteilung für Restaurierung und Konservierung im Bundesdenkmalamt.

#füreinandersorgen



Wir sind in ganz Österreich für Sie da. Immer und überall.

Online auf wienerstaedtische.at, telefonisch und natürlich auch persönlich.

Ihre Sorgen möchten wir haben.



Hundertwassers „Regentag“

Richard Dieckmann

Friedensreich Hundertwassers Schiff „Regentag“ bleibt nach einer umfangreichen Sanierung als wichtiges Denkmal und Dokument des Künstlers für zukünftige Generationen erhalten. Die „Regentag“ veranschaulicht das Leben und Wirken des Künstlers: Sie war sein Zuhause, sein Land, sein Hauptquartier. Zehn Jahre hat er auf ihr gelebt und gemalt.

Das neue Bullauge des Schiffs von innen © Tobias Van Kooij

Geboren am 15. Dezember 1928 in Wien, war Friedrich Stowasser – so sein bürgerlicher Name – nach der Matura 1948 drei Monate lang an der Wiener Akademie der bildenden Künste. Ab 1949 signierte er seine Werke mit „Hundertwasser“. Möglicherweise verwendete er den Namen bereits während seiner Italienreise im September 1949, jedenfalls aber nach seiner Ankunft in Paris. In einem Brief berichtete er seiner Mutter im Jänner 1950 von seinem Künstlernamen. In den 1970er-Jahren erwarb Friedensreich Hundertwasser in der Bay of Islands in Neuseeland das Kaurinui-Tal und verwirklichte seinen Traum vom Leben und Schaffen mit und in der Natur. Er arbeitete an zahlreichen natur- und menschengerechteren Architekturprojekten in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Kalifornien, Japan und Neuseeland. 1986 erfolgte die Fertigstellung des Hundertwasser-Hauses in Wien. Am 19. Februar 2000 verstarb Hundertwasser auf der Überfahrt von Neuseeland nach Europa. Er wurde auf seinem Grundstück in Neuseeland beigesetzt.

1967 erwarb Friedensreich Hundertwasser in Palermo das sizilianisch-tunesische Transportschiff „San Guiseppe T“ und überstellte es mit Kapitän Mimmo nach Venedig. Zwischen 1968 und 1974 fanden unter seiner Anleitung zahlreiche Umbauten statt: So wurde das Schiff von elf Metern auf 16,5 Meter verlängert, ein zweiter Mast gesetzt, eine neue Deckkabine geschaffen und die Innenausstattung adaptiert. Sieben Jahre Schiffsumbau waren für Hundertwasser die ersten praktischen Architekturlehrejahre. Das nunmehr von ihm als „Regentag“ bezeichnete Schiff stellt somit gewissermaßen sein erstes realisiertes Architekturprojekt dar.

Am 30. November 1976 kam das Schiff in Auckland, Neuseeland, an. Hundertwasser brachte es in die Bay of Islands, wo es vor seinem Land vor Anker ging und bis 2004 blieb. Oftmals segelte der Künstler das Schiff selbst, so im Mittelmeer, in der Karibik und auf der Strecke Tahiti-Auckland. 1995 sank das Schiff infolge eines Fehlers, daraufhin waren umfangreiche Sanierungsarbeiten notwendig. 1999 versah man den Rumpf in Opuia, Neuseeland, mit einer Ferrozementierung (Zementschicht mit Stahlgitter). Dabei wurden an der Wasserlinie Fliesen nach dem Entwurf Hundertwassers verlegt, und auch die Beschriftung „Regentag“ wurde hergestellt. 2004 erfolgte die Überstellung des Schiffes über

Das Schiff „Regentag“ vor den Restaurierungsarbeiten
© Stadtgemeinde Tulln





Das Vordeck mit dreifacher Grundierung
© Tobias Van Kooij

Hamburg nach Tulln in Niederösterreich, wo es heute als Museumsschiff an der Donaulände vor Anker liegt. Im Werksverzeichnis findet sich unter „Arch12, 703 Das Schiff Regentag“ folgender Text: „Für Hundertwasser war die ‚Regentag‘ ein bedeutender Lebensabschnitt. Sie war sein Zuhause, sein Land, sein Hauptquartier. Er hat auf ihr zehn Jahre gelebt und gemalt. Die ‚Regentag‘ ergab den dritten Namen Hundertwassers neben Friedensreich und Dunkelbunt. Hundertwasser hat sich, seit er ein Kind war, mit Schiffen beschäftigt und Schiffe malerisch erträumt. Die ‚singenden Dampfer‘, die ‚Mundboote‘, die Bullaugenschiffe von vorne, Dampferschloten etc. kommen immer wieder in seinen Bildern vor.“

1972 entstand unter der Regie von Peter Schamoni und Hundertwassers Mitwirkung der Film „Hundertwassers Regentag“ mit der Werknummer 707. In vielen Gemälden und Grafiken Hundertwassers finden sich Bezüge zur „Regentag“. 1972 erschien das Grafikportfolio „Look at it on a Rainy Day“, gedruckt bei Dietz Offizin in Lengmoos, Bayern, das unter anderem folgende Siebdrucke enthält: „A Rainy Day on the Regentag“ (676A), „Columbus Rainy Day in India“ (687A), „Regentag on waves of love“ (697A). Mit Bescheid vom 11. August 2015 stellte das Bundesdenkmalamt die „Regentag“ als wichtiges Dokument der von Hundertwasser gestalteten Architektur eines Schiffes in einmaliger Art und Weise und als

wichtigen Bestandteil des Lebens und Schaffens von Hundertwasser unter Denkmalschutz. Eigentümerin des Schiffes ist die Gemeinnützige Hundertwasser Privatstiftung, vertreten durch den Vorstandsvorsitzenden Joram Harel. Hundertwassers Vorstellungen wurden durch Rumpfausbauchung, die Gestaltung von Bug, Heck- und Aufbauten sowie die Verlegung von Fliesen an der Wasserlinie des Rumpfes samt Beschriftung „Regentag“ umgesetzt. Die Ausstattung im Inneren gibt zudem anschaulich Auskunft über die Lebensweise Hundertwassers während der zehn Jahre, in denen er auf dem Schiff gelebt und gemalt hat. Mit dessen Ausstellung, derzeit an der Donaulände im niederösterreichischen Tulln, wird ein Denkmal des Wirkens Friedensreich Hundertwassers der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Das Schiff „Regentag“ sei „eine Zeitkapsel, in der Hundertwassers Anliegen für die ‚schöpferische Freiheit einer allumfassenden individuellen Gestaltungskraft‘ und für die ‚Befreiung vom dogmatischen Zwang des Rastersystems‘ für zukünftige Generationen bewahrt sind“, so Stiftungsvorstand Joram Harel in seiner Stellungnahme vom 24. Juni 2015 zur beabsichtigten Unterschutzstellung. Und weiter: „Im Zeitalter der Technisierung und der Maschinen ist die ‚Regentag‘ ein Zeichen der Freiheit gegen die neue Leibeigenschaft der Repetition, der Vervielfältigung und der Gleichmacherei.“

Nach Vorgesprächen über die notwendige Restaurierung des Schiffes fand am 17. Mai 2018 eine erste Begehung des Bundesdenkmalamtes durch Dr. Richard Dieckmann, Abteilung für Spezialmaterien, mit Dipl.-Ing. Adolf Heidrich, Zivilingenieur für Schiffstechnik aus Linz, statt. Dabei waren viele Schäden an Holzteilen offensichtlich. Die Einholung von Angeboten gestaltete sich schwierig, da sich der Umfang der Arbeiten nicht eindeutig abgrenzen ließ. Mit Tobias Van Kooij (Mobiler Yachtservice) in Klosterneuburg konnte ein Spezialist für diese schwierigen Arbeiten gefunden werden, der mit viel Idealismus und Fachwissen an die Aufgabe heranging. Er traf sich im Juli 2018 auch mit Richard Smart aus Neuseeland, der die „Regentag“ dort betreut hatte und wichtige Hinweise geben konnte. Mit dem Start der Instandsetzungsarbeiten im September 2018 galt es zunächst umfangreiche Räumungsarbeiten durchzuführen. In weiterer Folge wurde der Hauptmast entfernt, immer mehr Feuchtigkeitseintritt kam zum Vorschein. Somit mussten zahlreiche Holzteile getauscht oder verstärkt werden, wofür erst geeignetes Holzmaterial zu beschaffen war. Zudem brauchte es viele Verbesserungen mit Regennasen und Abschrägungen zur Vermeidung des Eindringens von Wasser in das Schiffsinere. Verschraubungen, Verklebungen, der Tausch von Bullaugen, die Erneuerung der Elektroinstallationen und aufwendige Beschichtungen komplettierten die Sanierungsarbeiten. Da der Bestandsmotor nicht zu reparieren war, wurde er ausgehoben und nach Pabneukirchen, Oberösterreich, zur Ausstellung im Oldtimermuseum Ambros transportiert, um in der Folge einen neuen Motor samt Tank in die „Regentag“ einzubauen. Die Befestigung des Schiffes an der Donaulände soll noch durch neue Dalben (Holzpfähle im Wasser) verbessert werden, da sich das Schiff derzeit zu stark hin- und herbewegt, wodurch Scheuerschäden auftreten. Ein genaues Wartungs- und Pflegekonzept mit regelmäßig wiederkehrenden Arbeiten wird in Zukunft die Erhaltung des Schiffes sicherstellen.

Dem unermüdlichen Wirken der „Motoren“ des Vorhabens – des Vorstandsvorsitzenden Joram Harel, Dipl.-Ing. Adolf Heidrichs und Tobias Van Kooijs – ist, unter Berücksichtigung denkmalpflegerischer Gesichtspunkte, das sichtbare Ergebnis gemeinsamer Bemühungen zum Erhalt und zur Wiederbelebung des Hundertwasser-Schiffes „Regentag“ zu verdanken.

Mit seiner umfangreichen Sanierung und den begleitenden Maßnahmen soll das wichtige Denkmalobjekt als Dokument des Künstlers Friedensreich Hundertwasser für zukünftige Generationen gewahrt und das Leben und Wirken Hundertwassers anschaulich der Öffentlichkeit präsentiert werden.

Dr. Richard Dieckmann arbeitet in der Abteilung für Spezialmaterien im Bundesdenkmalamt.



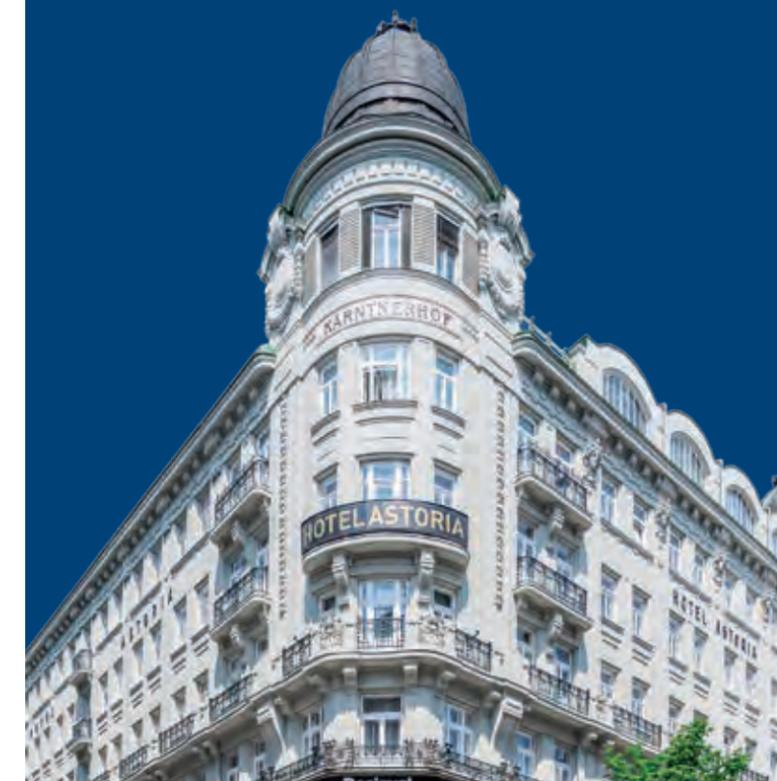
Histolith[®]
BAUDENKMALPFLEGE



Das Komplettprogramm für die Baudenkmalpflege – mit über 100 Jahren Erfahrung.

- Kalkfarben
- Silikatfarben
- Leimfarbe
- Emulsionsfarbe
- NHL-Putze
- Trass-Kalkputze
- Leinölfarbe
- Ergänzungsprodukte

www.synthesa.at



Exoten, Blumenpracht und Denkmalhain

Eva-Maria Gärtner

Was ursprünglich als Exerzierplatz militärischen Zwecken gedient hatte, wurde ab 1869 zu einem Erholungsraum im Dienst des Gemeinwohls umgestaltet. Seit 2002 steht der Grazer Stadtpark, der dem Ideal des englischen Landschaftsgartens entspricht, unter Denkmalschutz.

„Euer Wohlgeboren! [...] in Würdigung der genialen Erfindung, zweckmäßigen Anordnung und höchst gelungenen Ausführung [...]“ würde die Zuerkennung des ersten Preises für den Entwurf zur Gestaltung des Grazer Stadtparks erfolgen. Das schrieb 1869 der Bürgermeister der Stadt, Moritz Ritter von Franck, in seiner Benachrichtigung an Ernst Matthey-Guenet, Maler, Gartenarchitekt, Kunstlithograph, Besitzer einer Steindruckerei und Mitarbeiter für „Sirius. Zeitschrift für populäre Astronomie“.

Die Anlage des Grazer Stadtparks war mit der Auflösung der militärisch genutzten Grünflächen vor der Stadtmauer verbunden, die 1784 die Landstände angekauft hatten. Bald danach legte Johann Friedrich Formentini die erste Kastanienallee auf dem Damm des ehemaligen Festungswalls an, und bis 1820 entstanden jene markanten Alleen auf dem Glacisgrundstück, die die Grundlage zur Errichtung des Stadtparks bildeten. Die Flächen des Großen Glacis wurden aber weiterhin für militärische Übungen genutzt. Mit der Zeit bildete sich, nicht zuletzt nach dem Vorbild vieler europäischer Städte, der Wunsch aus, auf diesen ungepflegten Freiflächen einen Stadtpark anzulegen. Einige bedeutende Grazer Bürger, allen voran der damalige Bürgermeister Moritz Ritter von Franck, begannen sich 1868 dafür zu engagieren, und schon im November desselben Jahres waren die Verhandlungen mit den Militärbehörden in Wien über ein geeignetes Ersatzgrundstück für den Exerzierplatz erfolgreich beendet. Als auch die Landstände 1869 die restlichen Areale wie Dammallee und Stadtgraben der Stadt überließen, konnte man an die Umsetzung der Idee eines großen neuen Parks gehen. Bereits 1868 war der Grazer Stadtverschönerungsverein gegründet worden, zu dessen Obmann man Bürgermeister Moritz von



Rückseite des Porträts von Matthey-Guenet
© Stadtarchiv Graz,
AT-STARG 3.3.5
Ernest Matthey-Guenet

Porträt von Matthey-Guenet
© Stadtarchiv Graz,
AT-STARG 3.3.5
Ernest Matthey-Guenet

Franck wählte. Ein Ziel des Vereins war es, Grünanlagen für die Bevölkerung zu fördern und finanzielle Mittel für deren Errichtung aufzubringen, um das Stadtbudget zu entlasten. Die Errichtung eines Stadtparks vorantreibend, beschloss der Stadtverschönerungsverein, für dessen Planung einen öffentlichen Wettbewerb auszuschreiben. Dafür erstellte man ein Concurr-Programm, das den „Concurrenten“ bei der Gestaltung der südlichen Teile des Areals vollkommen freie Hand ließ; was die nördlichen Glacis-Teile betraf, sollte man auf „die Erhaltung des Bestehenden Rücksicht nehmen, die gegenwärtig vorhandenen Alleen sind in ihren Hauptlinien beizubehalten und in ihrer Anlage zu vervollständigen, doch sind Regulierungen derselben durch Abrundung der scharfen Winkelbrüche nicht ausgeschlossen. [...] Was die neu anzulegenden Anpflanzungen betrifft, so sind hiezu vornehmlich hochstämmige breitkronige Bäume zu beantragen, welche in malerische Gruppen zu vereinigen sind, um in Verbindung mit dem schönen Hintergrunde reiche und abwechselnde Bilder zu erzeugen, wobei natürlich auch auf die Gesichtslinien für besonders schöne Aussichtspunkte besondere Rücksicht zu nehmen ist.“

Am 8. April 1870 setzte der Bürgermeister selbst den ersten Baum, Ende des Jahres 1872 waren die Anlagen samt Öllampenbeleuchtung fertiggestellt. Zwar hat sich der Wettbewerbsentwurf von Ernst Matthey-Guenet nicht erhalten, aber der an der Errichtung des Parks beteiligte Franz Marauschek orientierte sich daran. So entstand eine dem Ideal eines englischen Landschaftsgartens entsprechende Anlage, in der seltene Pflanzen im Vordergrund stehen, malerische Baumgruppen abwechslungsreiche Bilder bieten und große, zusammenhängende Wiesenflächen das Gefühl von Weiträumigkeit vermitteln. Mit seinen exotischen Bäumen, vielgestaltigen Beeten, den die Innere Stadt mit den Vorstädten verbindenden Fußwegen, Bauten und Denkmälern ist der Grazer Stadtpark, der seit 2002 unter Denkmalschutz steht, ein einzigartiges Zeugnis einer dem Gemeinwohl verpflichteten Stadtgestaltung des Bürgertums.

Im Jahr 2019 konnte das Stadtarchiv Graz im Zuge einer Auktion im Dorotheum einen Splitternachlass erwerben und für zukünftige Nutzerinnen und Nutzer zugänglich machen. Darin befinden sich unter anderem der Brief, den Bürgermeister Moritz Ritter von Franck an Ernst Matthey-Guenet schrieb, sowie das Concurr-Programm des Grazer Verschönerungsvereins von 1869.

Dr.ⁱⁿ Eva-Maria Gärtner arbeitet in der Abteilung für bewegliche Denkmale – Internationaler Kulturgütertransfer im Bundesdenkmalamt.

Brief von Moritz von Franck an Matthey-Guenet
© Stadtarchiv Graz, AT-STARG 3.3.5 Ernest Matthey-Guenet

Römer und Hunnen in Weiden am See

Bernhard Hebert, Franz Sauer

Der Baustart für eine Einfamilienhaussiedlung in Weiden am See führte zunächst zu einer „schwierigen Situation“ und schließlich zu einer nachhaltigen Inwertsetzung eines archäologischen Denkmals. Denn eine Untersuchung erbrachte den Grundriss eines römertzeitlichen Landguts inklusive Badegebäude und Fußbodenheizung.

Übersichtsplan Weiden am See
© Mag. Nikolaus Franz,
Arbeitsgemeinschaft Geschichte &
Archäologie OG

Am Nordufer des Neusiedler Sees lässt es sich gut siedeln: Das zeigen heute viele Neubauten von Einfamilienhäusern östlich des Ortskerns. Das wusste man aber auch schon vor gut 7.000 Jahren, als jungsteinzeitliche Bauern hier ihre Gehöfte errichteten. Von diesen durchaus stattlichen Holzbauten haben sich Verfärbungen im Boden erhalten, die bei archäologischen Grabungen ab dem Jahr 2012 dokumentiert wurden. Diese Grabungen wiederum hängen mit den Neubauten unserer Zeit zusammen. Denn bei der Erschließung der bis dahin landwirtschaftlich genutzten „Kirchenacker“ krachte es im mehrfachen Sinn des Wortes: Die Bagger führen unvorbereitet in antikes Mauerwerk, einige Skelette lagen frei. Eine Fundmeldung führte umgehend zu einem Ortstermin des Bundesdenkmalamtes und dann – in Einvernehmen mit der Gemeinde Weiden am See und der privaten Projektbetreiberin – zu einem Stopp der Bauarbeiten.

Was tun? Gemeinsam wurde beschlossen, alle bereits als Bauland gewidmeten Grundstücke archäologisch zu untersuchen, dafür Geld in die Hand zu nehmen und mit einer strikten Planung dafür zu sorgen, dass die Bürgerinnen und Bürger sich ohne Zeitverlust ihr Heim schaffen können – trotz der archäologischen Funde. Aus „trotz“ ist ein „mit“ geworden:

Nach drei Jahren Grabung fassten Gemeinde und private Projektbetreiberin den Entschluss, drei Grundstücke inmitten der neuen Siedlung unverbaut zu lassen. Auf ihnen steht seit 2016 ein Infopoint (Entwurf: Arch. Riedl ZT GmbH), der in der Formensprache des 21. Jahrhunderts in die Jahrtausendealte Geschichte des Platzes einführt. In Kürze soll daraus ein kleines Museum werden, mit einem Schauraum, einem Arbeitsraum und einem Depot, um die archäologischen Funde direkt an ihrem Fundort aufzubewahren. Somit kehren die aus der Erde geborgenen Gegenstände „nach Hause“ zurück, nicht ohne von jenen erzählt zu haben, die sie erzeugten und die sie benutzten: Über die urgeschichtlichen Funde gibt es bereits ein Buch, an der Aufarbeitung der Römerzeit, des Frühmittelalters und der Stellungsbauten vom Ende des Zweiten Weltkriegs – auch das ist Archäologie – wird nach wie vor gearbeitet. Auch die oft aufwendige Konservierung der Funde läuft noch: Ein mühsam im Grundwasser geborgener hölzerner Brunnenkasten wird bald präsentabel sein; seine jüngste Bohle ist inzwischen dendrochronologisch (also mithilfe der Baumringdatierung) auf 349 n. Chr. datiert.

Was hat das aber alles mit den Römermauern zu tun, in die der Bagger „gekracht“ ist? Die archäologische Untersuchung

Weiden am See, Kirchacker: © Mag. Nikolaus Franz,
Arbeitsgemeinschaft Geschichte & Archäologie OG

hat den Grundriss eines römertzeitlichen Landguts erbracht, das der landwirtschaftlichen Produktion diente, aber auch ein repräsentatives Wohn- und ein Badegebäude mit Fußbodenheizung besaß. Ein Teil des Bodendenkmals wurde unter Denkmalschutz gestellt und bleibt im Bereich des Infopoints bzw. des zukünftigen Museums dauerhaft und teilweise sichtbar erhalten. Derartige „römische Villen“ waren ein fixer Bestandteil der Wirtschaft in den römischen Provinzen, zeugen aber auch vom Vordringen mediterraner Bautechnik und Lebensweise, ein nicht unbeträchtlicher Luxus wie eben ein hauseigenes geheiztes Bad inklusive.

Mit dem ausgehenden 4. Jahrhundert neigte sich die Zeit des Römischen Reiches in unserem Gebiet ihrem Ende zu: Die Villa verfiel, in ihren Ruinen wurden „Fremde“ begraben, deren Skelette nicht nur Kampfverletzungen, sondern auch künstliche Schädeldeformationen aufweisen: Man hatte, dem Schönheitsideal eines hohen, schlanken Schädels folgend, den Kindern den Kopf so fest eingebunden, dass dieser in die Länge gedrückt wurde. Sicher schmerzhaft, aber eben schön. Diese „Mode“ kennen wir von östlichen Reitervölkern der Völkerwanderungszeit wie etwa den Hunnen. Dazu passen die kostbaren Grabbeigaben – eine goldene Gürtelschnalle

und eine Goldmünze des oströmischen Kaisers Theodosius II. (gest. 450). Dazu passen auch die soeben durchgeführten Isotopenuntersuchungen am Knochenmaterial: Die in den Ruinen der römischen Villa Bestatteten dürften ihre Jugend in der Kaukasusregion verbracht haben.

Univ.-Doz. Dr. Bernhard Hebert ist Leiter der Abteilung für Archäologie im Bundesdenkmalamt.

Mag. Franz Sauer ist archäologischer Gebietsbetreuer für das Burgenland in der Abteilung für Archäologie im Bundesdenkmalamt.

Buchtipps

Nikolaus Franz, Judith Schwarzäugl und Astrid Tögel, *Steinsichel und Bronzedolch. Urgeschichte in Weiden am See. Archäologie aktuell 1, 2017*



Was der Bagger – in weiterer Konsequenz – nicht so alles verursacht hat!
© Mag. Nikolaus Franz, Arbeitsgemeinschaft Geschichte & Archäologie OG



Münze des Theodosius und Gürtelschnalle © Mag. Nikolaus Franz,
Arbeitsgemeinschaft Geschichte & Archäologie OG

Von Windeisen, Butzen und Leinölkitt

Astrid Huber

Wer die Kartause Mauerbach besucht, gewinnt auch Einblick in die Materialbibliotheken des Bundesdenkmalamtes. Sie führen eindrucksvoll vor Augen, dass Architekturdetails als Wissensspeicher für traditionelle Baukonstruktionen und Handwerkstechniken fungieren. Zu den bemerkenswertesten Sammlungen zählt jene der historischen Fenster.



Kurs zur Instandsetzung historischer Fenster, Kartause Mauerbach
© BDA, Foto: Lorenz Tributsch

Fenster sind die Augen eines Hauses, heißt es: Sie prägen das Erscheinungsbild der Fassade, sind Zeugnisse der Geschichte sowie handwerkstechnischer Entwicklungen und somit ein wesentlicher Bestandteil eines Baudenkmals. Jahrhundertealte gepflegte Fenster erfüllen noch heute ihre Funktion zur Belichtung, als Schall- und Kälteschutz. Nicht zuletzt spiegeln sie die Tradition von Wartung und Reparatur wider.

Als 1984 in der Kartause Mauerbach das Informations- und Weiterbildungszentrum Baudenkmalpflege des Bundesdenkmalamtes gegründet wurde, legte man auch Sammlungen an – unter anderem von historischen Werkzeugen, traditionellen Baumaterialien und überlieferten Architekturdetails wie

Fenstern, Türen, Ziegeln und Bodenbelägen. Ziel der Sammlungstätigkeit ist es, Handwerkstraditionen und historische Bautechniken zu dokumentieren. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse fließen in die praktische Weiterbildung in den Bereichen Handwerk und Restauration ein.

Mehr als 250 Fenster unterschiedlicher Epochen, Konstruktionen und Materialien präsentiert die Fenstersammlung in der Kartause Mauerbach. Sie bietet seltene Einblicke und überraschende Durchblicke auf Winterfenster, barocke Vogelgitter, Butzenscheiben, Bleisprossen, ziselierte Winkelbänder, Kämpfer, Schichttreppen und Holzergänzungen. Fensterkonstruktionen verschiedener Entwicklungsstufen – vom



Sammlung historischer Fenster in der Kartause Mauerbach
© BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

frühbarocken Butzenscheibenfenster mit Windeisen bis zum Kastenstockfenster des ausgehenden 19. Jahrhunderts – werden ebenso erläutert wie die unterschiedlichen Funktionen schlichter Stallfenster oder repräsentativer Stiftsfenster sowie deren Bedeutung.

Die Kartause Mauerbach bietet in regelmäßigen Abständen Kurse zum Thema Fensterinstandsetzung für Ausführende aus dem Handwerk und der Restaurierung an, die sich mit der Erhaltung von Holzkonstruktionen, Beschlägen und mundgeblasenen Gläsern befassen. In einem weiteren Kurs wird die traditionelle Technik des Leinölanstrichs auf Holz und Eisen für Maler und Tischlerinnen, Schmiede und Restauratorinnen interdisziplinär vermittelt.

Mag.^a Astrid Huber ist Leiterin des Informations- und Weiterbildungszentrums Baudenkmalpflege des Bundesdenkmalamtes in der Kartause Mauerbach.

Reiber, Fenstersammlung Kartause Mauerbach
© BDA, Foto: Robert Wacha



EHA | the european heritage academy

Die EHA ist eine international zertifizierte Weiterbildungsinitiative, die in Kooperation des Bundesdenkmalamtes und der Burghauptmannschaft Österreich 2017 gegründet wurde. In vier Modulen werden Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf die besonderen Herausforderungen bei der Nutzung, Bewirtschaftung und Erhaltung von Kulturerbe und anderen historisch bedeutenden Gebäuden vorbereitet. Die EHA bietet eine europaweit anerkannte Weiterbildung auf EQF-Level 4 und 5 und kann mit einer Zertifizierung zum „Maintenance Manager for Heritage Asset“ abgeschlossen werden. Die Module richten sich an Personengruppen – Eigentümerinnen und Eigentümer, Verwaltungspersonen –, die sich mit der Erhaltung und Bewirtschaftung von Baukulturerbe befassen. Das Informations- und Weiterbildungszentrum Baudenkmalpflege Kartause Mauerbach des Bundesdenkmalamtes agiert hier als Weiterbildungsplattform für die Baudenkmalpflege und dient sowohl als Seminarzentrum als auch als Trainingsgelände für die praktische Umsetzung.

Ziel der EHA ist die Vermittlung aktueller Standards der Baudenkmalpflege und notwendiger Kompetenzen für Eigentümerinnen und Eigentümer sowie Verwaltungspersonen von historischen Gebäuden in vier Modulen. Inhalte sind unter anderem Prozess und Praxis Baudenkmalpflege, Nutzungserfordernisse wie Brandschutz, Barrierefreiheit und Energieeffizienz.

Start der neuen Module der European Heritage Academy ist am 8. Juni 2021 im IWBZ Kartause Mauerbach des Bundesdenkmalamtes. Weiterführende Informationen unter:

www.european-heritage-academy.eu

Menschen im Denkmal

Schloss Hornegg, ein einladendes steirisches Landschloss, liegt auf einem sanften Hügel, eingebettet in die südweststeirische Hügellandschaft, umgeben von Wäldern und Wiesen, mit Blick auf die Teichlandschaft seiner Fischzucht und mit traumhafter Fernsicht nach Süden. Hier, in der Nähe von Preding, trifft Denkmal heute die Eigentümerfamilie Holler zu einem Gespräch über die Begeisterung für ein Denkmal.

Ein steirisches Schloss erwacht zu neuem Leben

Fassadendetail
© BDA,
Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Luftbild Hornegg bis Wildon © Gut Hornegg

Schloss Hornegg entwickelte sich aus einer mittelalterlichen Wall-Graben-Anlage. 1230 saßen hier die Hornecker, 1373 bis 1603 waren es die Saurau, die Hornegg zum Renaissanceschloss ausbauten, von 1620 bis 1785 gehörte es zum Augustiner-Chorherren-Stift Stainz. 1875 erwarb die Herrschaft der Bauunternehmer und Industrielle Daniel Lapp, der den zugehörigen Maierhof zu einem landwirtschaftlichen Mustergut ausbaute; dem vierflügeligen dreigeschoßigen Schloss mit Hofarkaden gab er sein heutiges historistisches Gepräge. Im Zweiten Weltkrieg dienten Teile des Schlosses als Lazarett, später unter anderem als Kindererholungsheim.



© Gut Hornegg



© Gut Hornegg, Foto: Stephan Friesinger



Ferienappartements Hornegg © Gut Hornegg

Sanft führt die Straße über eine Hügelkuppe nach Hornegg. Ein ausgedehnter Gutshof wird sichtbar, Hinweisschilder auf Biofischzucht verleiten zum Einkauf – hier hat naturnahe Land- und Fischwirtschaft Priorität. Rasch zieht ein Schloss den Blick auf sich, leicht abseits auf einem Hügelausläufer gelegen. Es strahlt bemerkenswerte Grandezza aus. Man sieht ihm seine Vergangenheit deutlich an, spürt zugleich die Verankerung in der Gegenwart und erkennt sein Potenzial für die Zukunft. Zu verdanken ist dies der heutigen Eigentümergeneration, die mit einem eingeschworenen Handwerkerteam und der Bereitschaft, selbst Hand anzulegen, an seiner Erhaltung arbeitet. Die Geschwister Marie-Theres Holler, Architektin, Christiane Kada, Kunsthistorikerin, und Heinrich Holler, Fischereimeister, sind auf dem Gut aufgewachsen, zu dem das Schloss gehört. Heute wohnen sie nicht nur darin, sondern vermieten auch Ferienwohnungen in stimmungsvoller Atmosphäre und organisieren vielfältige kulturelle Aktivitäten. So hat ihr in München lebender Bruder, der Cellist Meinhard Holler, hier 2001 das Kammermusikfestival Colluvio gegründet. Viel hat sich in den vergangenen Jahren baulich getan, seit die Geschwister das Schloss übernahmen. Schleichender Verfall wurde gestoppt, fachgerechte Restaurierung in die Wege geleitet – dies alles mit bemerkenswerter Sensibilität für historische Substanzen, gepaart mit einer naturnahen, ökonomisch bescheidenen Grundeinstellung, wonach die Erhaltung von historischen Gebäuden auch als Beitrag zum Umweltschutz verstanden wird. Das klingt beim lebhaften Gespräch in großer Runde am Holztisch der Schlossküche immer wieder an.

Eine kleine Welt in der Welt, für die man Verantwortung trägt

Marie-Theres Holler gibt Einblick in die familiäre Schlossgeschichte; sie erzählt von ihren Vorfahren, einer Südtiroler Industriellenfamilie, die Hornegg 1937 erwarb. „Sie haben in der Gegend nach Wertanlagen gesucht und hier gefunden. Doch wurde ihnen diese Wertanlage zum Verhängnis, weil sie nie vor Ort waren. Wenn du so ein Gebäude beherrschen willst, musst du mit ihm leben, als wäre es ein Familienmitglied. Ein Haus ist ein Organismus, den man pflegen muss.“ Bald konnte das Schloss aus wirtschaftlichen Gründen nicht mehr bewohnt werden, es wurde verriegelt und sich selbst überlassen. Eine neue Wohnstätte fand man im zugehörigen Gutshof.

Das „verbotene“ Gebäude reizte die nebenan aufwachsenden Kinder. „Für uns war das ein Märchenschloss. Es war verschlossen, aber als Kind findet man Wege, heimlich, still und leise einzudringen. Wir haben im Schloss fangen gespielt, ‚Schlosslager‘ angelegt, viel Zeit darin verbracht“, wirft Heinrich Holler ein, und Marie-Theres ergänzt: „Die Eltern haben uns trotzdem immer ertappt, hat man doch immer nach dem Schloss gerochen.“ In der



Marie-Theres Holler © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Das Denkmalamt hat für mich das Bauen leistbar gemacht.

kindlichen Entdeckerlust und Begeisterung steckt wohl eine der Wurzeln für das Verständnis und die Einstellung der heute Erwachsenen zum Schloss. „Wir hatten ein Riesenglück mit unseren Eltern, sie haben uns beigebracht, dass Hornegg eine kleine Welt in der Welt ist, für die man Verantwortung trägt und die man erhalten muss.“ Im kulturbewussten Elternhaus wurde auch keine Gelegenheit ausgelassen, die Kinder mit Geschichte, Kunst und Kultur zu konfrontieren, sie darin zu verankern und ihren Blick zu schärfen. „Wir haben dabei gelernt, dass Kunst etwas Bereicherndes fürs Leben ist. Wenn wir unterwegs waren, war klar, dass man die Kirchen links und rechts mitnimmt“, schildert Christiane Kada. „Die Eltern haben auch viel erzählt, von den Babenbergern bis zu Dingen, mit denen man sich als Kind identifizieren konnte und so die eigene Identität entwickelte.“

Gestaltungsfreude an dem Gebäude

Später kam das Schloss an einen mit der Erhaltung überforderten Mieter, ehe es vor wenigen Jahren an die Familie zurückfiel. Das motivierte Marie-Theres Holler, die zu dieser Zeit in Wien lebte, nach Hornegg zurückzukehren, um sich um den Gebäudebestand zu kümmern. „Im Bewusstsein, dass jetzt noch mehr angepackt werden muss. Zum Gefühl der Verantwortung kam wohl auch Gestaltungsfreude an dem Gebäude.“ Geprägt von der Achtung vor der Natur im Kontext zur Kultur, drückt sich Letztere für sie auch darin aus, „ob ich eine Sache mit einem gewissen Bewusstseinsstand betreibe oder nur so, dass sie einfach erledigt ist“. Die Einstellung, dass ein fachgerechter Zugang Wissen und Erfahrung benötigt, verband sie bald mit ihren Tischlern, Malern und Maurern, weil diese „sich auch für das ‚Dahinter‘ interessieren. Schließlich muss ich eine Wand-, Holz- oder Steinoberfläche erst verstehen, bevor ich an sie herangehe, sonst mache ich Fehler.“ So entstand ein enges Verhältnis zu den beauftragten Handwerkern, von denen einige, Willi Kogler, Philipp Holper, Christian Jakob sowie aus dem eigenen Betrieb Corinna Moritz, mit am Tisch sitzen und kompetente Kommentare beisteuern. Wie ihre Auftraggeberin haben sie sich in Kursen des Bundesdenkmalamtes im Informations- und Weiterbildungszentrum in der Kartause Mauerbach weitergebildet und dort Respekt vor historischen Techniken, Methoden und kontextuell unserer Umwelt entwickelt.

Die Normalität des Unperfekten

„Das Bundesdenkmalamt hat mir das Bauen billig gemacht“, beantwortet Marie-Theres Holler Fragen zur Wirtschaftlichkeit, „weil ich gelernt habe, an meiner Haltung, auch Konsumhaltung, zu arbeiten. Ich habe von Kurs zu Kurs besser verstanden, dass wir viele Dinge als Problem betrachten, obwohl sie gar keines sind. Als Christiane diesen Raum als Küche vorschlug, habe ich mir den Kopf zerbrochen, wie ich mit den undichten Türen umgehen soll, denn ich hatte in Architektenmanier gelernt, dass so eine Tür schlicht kaputt ist. Das Denkmalamt hat mir hingegen beigebracht, was dabei alles nicht kaputt, sondern in der Summe der ungeraden und unperfekten Dinge ganz normal ist. Das Problem liegt in uns selbst, in unserer heutigen Glas-, Stahl- und Glanzästhetik scheinbarer Perfektion.“ Dennoch ist der Aufwand nicht gering. „Aber ich bin schon auch angetreten zu beweisen, dass die Sanierung eines solchen Gebäudes wirtschaftlich möglich ist. Es erfordert nur eine gewisse Bescheidenheit in der Lebensführung – wenn man denn ein Leben im Schloss, einen Gang durch den Wald oder das Atmen sauberer Luft als bescheiden bezeichnen möchte. Für mich ist das eigentlich der größte Reichtum“, sinniert Marie-Theres Holler. „Ich weiß, dass ich mit dem Schloss nie fertig sein werde. Aber ich denke

in Generationen, ich schreibe das Haus gewissermaßen auf 150 Jahre ab.“ Dieses langfristige Denken schließt Weiterbauen am Objekt mit ein. „Das ist ein großes Thema für die gesamte Denkmalschutzdebatte. Man hat so ein Haus immer weitergebaut und es hat funktioniert; nur heute nicht mehr, weil sich Ansprüche der Gesellschaft und Möglichkeiten der Materialtechnologien sehr stark verändert haben. Das selbstverständliche Arbeiten mit Materialien vor Ort gibt es nicht mehr, das führt oft zur Misshandlung von Gebäuden. Ich bin die Letzte, die sagt, es darf keinen modernen Akzent geben. Aber ich muss mir, auch wenn ich was ganz Modernes und Neues hereinsetze, den Kontext überlegen“, umreißt die Architektin ihren thematischen Zugang. Man kann ihr dabei an einem starken Zeichen, das die Familie setzte, gut folgen: Für die noch unrestaurierte Fassade beauftragte sie den Künstler Bernhard Wolf mit dem Kunstwerk „Pale Blue Dot“; es schafft eine neue Ästhetik, in der die fehlende „Ganzheit“ nicht auffällt. „Ich habe immer gedacht, man müsse eine Klammer für die Fassade und das Treppenhaus finden, und auch eine Möglichkeit, wie man diese Fassade nicht mehr als verrottende Fassade, sondern als Bild wahrnimmt und sie dadurch aufwertet“, erklärt Christiane Kada.

Musterbeispiel für ein Leben mit einem Denkmal

Schloss Hornegg ist im Heute verankert, es ist in nah und fern bekannt, lebt durch seine Bewohner und Feriengäste, und seine Kulturveranstaltungen werden sehr gut angenommen. Die Biofischzucht ergänzt mit ihrem naturgerechten Produktionszugang das Bild gehobener Kultur von „Gut Hornegg“. Betriebs- inklusive Schlossführungen vermitteln die kulturelle Dualität, die Leib und Seele zusammenhält. „Das ist der soziale Aspekt, der uns auch wichtig ist. Wir richten nicht das ‚heilige Schloss‘ für uns allein, weil wir andere Menschen nicht brauchen, sondern wir wollen Offenheit und ein gemeinsames Erleben dieses Schlosses für alle Interessierten“, rundet Heinrich Holler unser Gespräch ab. Ein Gespräch, an dessen Ende klar wird, warum sich Schloss Hornegg zu einem Musterbeispiel für Leben mit einem Denkmal heute und morgen entwickelt hat.

Dr. Christian Brugger ist Leiter der Abteilung für Steiermark im Bundesdenkmalamt.



Frische Biofisch Genuss



Bedingt durch feuchte Tallagen mit leicht anzulegenden Teichen ist Fischzucht seit Jahrhunderten wesentliches Element in Hornegg. Im frühen 17. Jahrhundert waren die Saurau dafür bekannt, für die Augustiner-Chorherren war die Fischzucht später Ernährungsgrundlage der Fastenzeit. Die heutigen Eigentümer haben diese wirtschaftliche Tradition wieder aufgegriffen. Für ihre Biofischzucht mit alten heimischen Fischarten sind Nachhaltigkeit und Lebenskultur grundlegende Motivation.



Eva Hody – die Salzburger Denkmalpflegerin

Christiane Beisl

Sie ist eine Denkmalpflegerin aus Passion: Spätestens, wenn man mit Eva Hody, der Landeskonservatorin für Salzburg, über ihre Tätigkeit spricht, ist das gewiss. Denkmal heute erzählt sie, was Denkmalschutz und Denkmalpflege für sie bedeuten, was in ihrer Arbeit „the cherry on top“ ist ... und warum sie das Leben im Sperrbogen der Festung Hohensalzburg liebt.

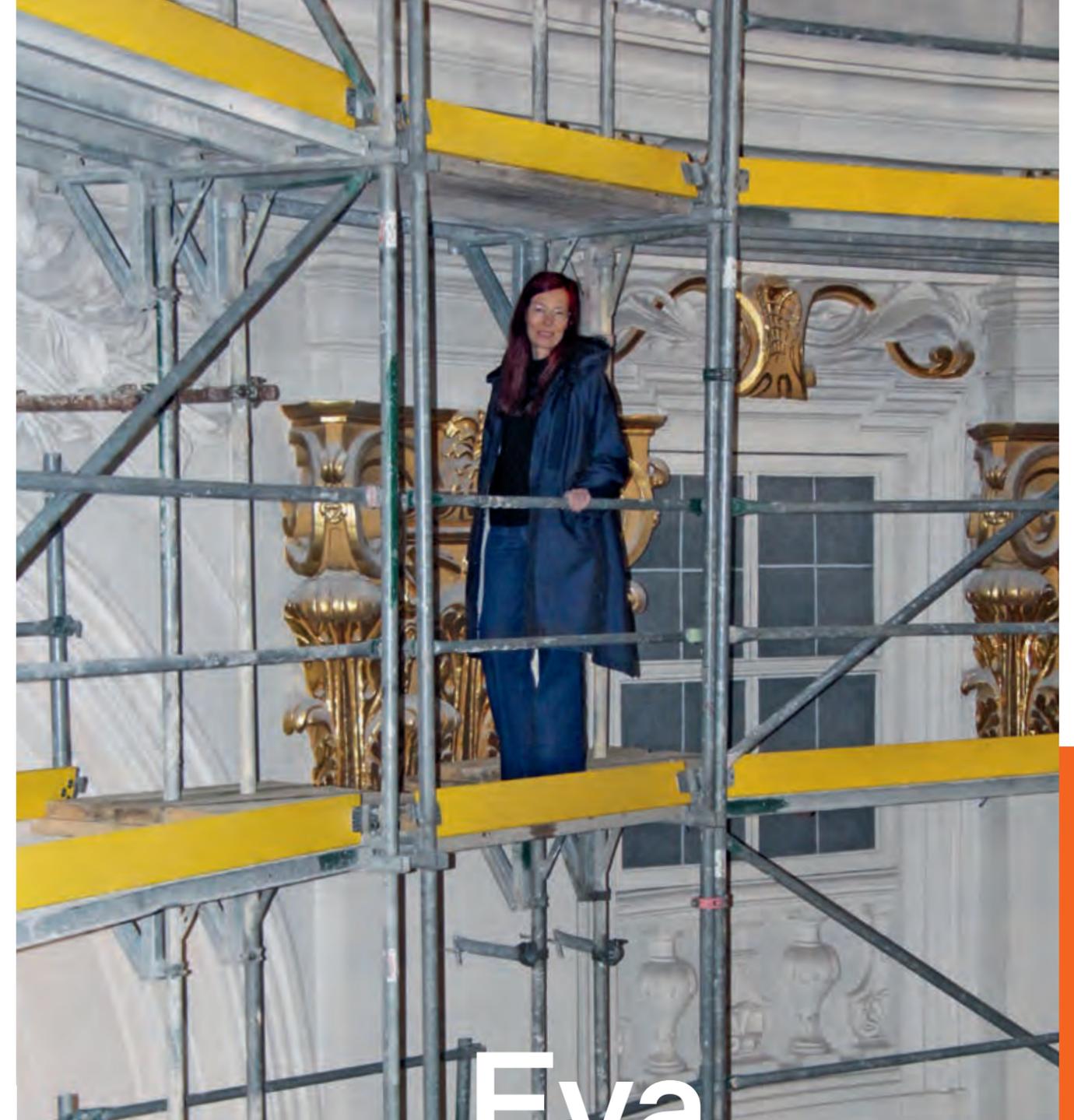
Seit 2012 ist Eva Hody Landeskonservatorin für Salzburg. Die gebürtige Schweizerin, die Architektur an der Technischen Universität Wien studiert hat, startete ihre Karriere in Architekturbüros in Zürich, Tokyo und Wien. Dabei entdeckte sie ihr Interesse am Bauen im Bestand und an der Erhaltung sowie Weiterentwicklung von historischen Baustrukturen. Nach der Postgraduate-Ausbildung „Built Heritage“ an der Academia Istropolitana Nova in der Slowakei heuerte sie 2001 beim Bundesdenkmalamt an. In den ersten Jahren ihrer Tätigkeit absolvierte Eva Hody unzählige Dienstreisen für Bestandsaufnahmen historischer Gebäude. Dabei wurde ihr klar, dass Denkmalpflege ein ureigenes Anliegen der Eigentümerinnen und Eigentümer der Denkmale ist und das Bundesdenkmalamt diesen in beratender wie steuernder Funktion zur Seite steht.

Denkmale begeistern Eva Hody in ihrer Individualität. In ihrem Beruf „the cherry on top“ ist für sie die Möglichkeit, sich mit historischen Objekten aus ungewöhnlichen Perspektiven zu befassen. Wenn sie den Blick auf den kupfernen Turmhelm der Stiftskirche St. Peter in Salzburg richtet, ist sie jedes Mal aufs Neue über seine barocke Schönheit erfreut. Da der Turm gerade aufwendig restauriert wird, nützt sie eine einmalige Gelegenheit: Der Spengler muss seine Arbeiten an der alten Blechhaut des Daches via Seil durchführen, und so hat Eva Hody gleich eine Besteigung des Turms ins Auge gefasst. Sie will sich die Dachdeckung aus der Nähe anschauen, schließlich schärft das ihr Wissen rund um das traditionelle

Spenglerhandwerk. Und das kann bei anderen Objekten nützlich sein. In der Denkmalpflege hat man mit Menschen zu tun, die ihre Denkmale pflegen, für die Zukunft erhalten und die auf unterschiedlichste Weise interessante Persönlichkeiten sind. Herausforderung und Gemütlichkeit liegen in dieser Tätigkeit oft sehr eng beisammen. So erzählt Eva Hody von einem Lokalausgang auf der Rojacherhütte im Rauristal in 2.718 Metern Höhe: Nach einer Begutachtung und ausgiebigen Gesprächen zog er einen langen, spannenden, aber überaus kräftezehrenden Abstieg ins Tal nach sich. Eva Hody bewältigte ihn ohne Probleme. Ihre gute Fitness erklärt sie mit ihrem Wohnort: „Ich lebe im ersten Sperrbogen der Festung Hohensalzburg, einem Torgebäude von 1642, das bereits ab 1700 als Wohnung genutzt wurde. Zuletzt in den 1930er-Jahren tiefgreifend saniert, wurde es 2014/15 erneut einer Sanierung unterzogen und ich durfte als Mieterin dort einziehen.“ Der Lohn für den täglichen steilen Anstieg nach Hause sei neben der Fitness der Ausblick auf eine wunderschöne Stadt, so Eva Hody. Auch die Touristinnen und Touristen aus den unterschiedlichsten Nationen und Kulturkreisen, die zu Fuß die Festung besteigen, würden durch ihre Fröhlichkeit und Freude, die sie an diesem schönen Ort empfinden, das Leben im Sperrbogen bereichern. Wahrlich schöne Begegnungen, erzählt die Landeskonservatorin, ergeben sich auch durch junge Pärchen, die im Sommer frühmorgens auf der Festungsmauer sitzen und den Beginn des Tages erwarten. Einen Ausgleich zum Alltag schafft sich Eva Hody durch Bergsteigen, Reisen, Museumsbesuche ... und, wenn sich denn Zeit dafür findet, bei der Schneiderei.

Für die Zukunft wünscht sie sich eine breitere gesellschaftliche Akzeptanz für die Notwendigkeit des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege. Eva Hody sieht dies als Aufgabe für die Menschen. Dafür müsse geworben werden, und die Bedeutungsebenen des Denkmalschutzes von der Vergangenheit über die Gegenwart bis in die Zukunft seien zu kommunizieren. Eva Hody tut das. Nach einem herausfordernden Jahr freut sie sich darauf, dass der persönliche Austausch mit ihrem Salzburger Team und mit den vielen Partnerinnen und Partnern, der die Motivation befördert, hoffentlich bald auch wieder analog stattfinden kann.

Mag.^a Christiane Beisl arbeitet für das Präsidium im Bundesdenkmalamt.



Eva Hody in der Kajetanerkirche
© BDA, Foto: Conny Cossa

Eva Hody

Katarina Kosová



Grenzenlos

Gespräche mit unseren Nachbarn: Slowakei

Paul Mahringer

Wie wenige andere hat sie Denkmalpflege und -schutz in der jungen Republik Slowakei geprägt. Beinahe 20 Jahre lang stand Dr. Katarina Kosová dem Denkmalamt der Slowakischen Republik als Generaldirektorin vor.

Paul Mahringer: Sie haben bis 1978 Kunstgeschichte und Ethnologie studiert. Wie sind Sie zur Denkmalpflege gekommen?

Katarina Kosová: In einem gewissen Sinne war mein Weg vorgezeichnet. Meine Mutter Dr. Mária Kosová war in den 1960er-Jahren im damaligen Denkmalinstitut Redakteurin des allerersten publizierten Verzeichnisses der Denkmale in der Slowakei. Ich stand also der Denkmalpflege von Kindheit an sehr nahe. Als 13-Jährige hatte ich sogar die besondere Gelegenheit, meine Mutter anlässlich eines Aufenthaltes in Wien 1967 zu einem Besuch beim damaligen Präsidenten des Bundesdenkmalamtes Dr. Walter Frodl in die Hofburg zu begleiten. Als ich 1994 als Direktorin des Instituts zu der österreichischen Konservatorentagung eingeladen wurde, erinnerte mich der damalige Generalkonservator Ernst Bacher an diese Begebenheit – er war 1967 dabei gewesen. Ihm lag viel an einer guten Zusammenarbeit unserer Länder nach der Wende.

Wie haben Sie eigentlich die Wende erlebt?

Zum Zeitpunkt der Wende war ich bereits zehn Jahre lang im Bereich der Denkmalpflege tätig, zunächst fünf Jahre im Denkmalinstitut und später als Kunsthistorikerin in den Staatlichen Restaurierungsstudios. Obwohl ich mich zum Zeitpunkt der Wende 1989/90 in Karenz befand, wurde ich intensiv in die Ereignisse, die folgten, miteinbezogen. So wurden meine Vorschläge zur Reform unserer Staatlichen Restaurierungsstudios angenommen; und im Herbst 1990 wurde ich zu deren Direktorin ernannt.

Wie haben Sie diese Zeit an der Spitze der slowakischen Denkmalbehörde erlebt?

Diese Zeit war von unglaublicher Energie und Hoffnungen erfüllt – besonders für uns, die jüngere und mittlere Generation. Das beflügelte dazu, sehr mutig zu sein. Das vielleicht Wichtigste war zu erkennen, wie man diese Motivation für die Umsetzung wesentlicher Schritte und Veränderungen verwendet, und dass man auf eine auf hochwertigen wissenschaftlichen und beruflichen Kenntnissen basierende Expertise abzielt, anstatt auf kurzweilige Effekte zu setzen, die natürlich dankbar angenommen werden. Der erste Schritt bestand darin, den institutionellen Denkmalschutz in der Slowakei unter einem Dach zu vereinen. So wurden 1994 die Zentrale, die regionalen Institute und die Staatlichen Restaurierungsstudios (nach dem Vorbild des österreichischen Bundesdenkmalamtes) zusammengeführt und ich zu deren Direktorin ernannt. Das war der wesentlichste Entwicklungsschritt von einer professionellen Institution zu einem mit Kompetenzen ausgestatteten Staatsamt. Ich konnte dieses Projekt jedoch erst 1998 fortsetzen, weil ich 1995 für einige Jahre aus dieser Position entfernt wurde. Die größte Leistung war schließlich im Jahr 2002 das neue Denkmalschutzgesetz Nr. 49/2002, mit dem de jure das Denkmalamt der Slowakischen Republik errichtet wurde. Das führte auch zu meiner Ernennung als Generaldirektorin – einer Position, die ich bis 31. Dezember 2020 durchgehend innehatte. Ich musste in dieser Zeit nicht nur reichlich Energie, sondern auch Geduld aufbringen, um Dinge zu bewegen. Doch auch wenn sich der Fortschritt oft langsam vollzieht, darf man nicht vom Weg abweichen. Unsere schnelllebige Zeit bietet täglich eine unglaubliche Fülle an Themen, die zwar oft große Aufmerksamkeit hervorrufen, aber nicht immer von Dauer sind.

Eine Delegation des Bundesdenkmalamtes hatte 2020 die Möglichkeit, Sie in Ihrem Amt zu besuchen. Wir waren unter anderem sehr begeistert von den innovativen digitalen Projekten, die bei Ihnen derzeit im Gange sind.

Ich möchte ganz unbescheiden darauf hinweisen, dass das, was wir bisher zum Schutz des Denkmalfonds erreicht haben, Geschichte in dieser Disziplin in der Slowakei geschrieben hat. Diese Ergebnisse stehen ganz im Zeichen des Ansatzes, den die neue Gesellschaftsordnung nach 1989 ermöglichte, und spiegeln viele neue soziale Bedürfnisse wider. Der wichtigste Meilenstein lag darin, den Prozess des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege in ein staatliches Amt mit rechtlich relevantem Rahmen überzuführen, das öffentliches Interesse und den Schutz individueller Eigentumsrechte in Einklang bringt. Gleichzeitig schufen wir einen legislativen Entscheidungsprozess, der strikt auf der Denkmalforschung basiert. Dem 21. Jahrhundert entsprechend, wird der gesamte Prozess transparent geführt und digital begleitet. Dazu bedarf es natürlich in hohem Maße der Gesamtdigitalisierung der Einrichtung im Rahmen des neuen Denkmalinformationssystems, das sich nicht nur auf Prozesse und Kommunikation mit den Eigentümerinnen und Eigentümern konzentriert, sondern auch auf die Digitalisierung von Denkmälern, Archiven und den Einsatz digitaler Technologien abzielt, etwa um archäologisches Erbe zu identifizieren.

Wie haben Sie Ihr letztes Jahr in der Denkmalbehörde im Schatten der Corona-Krise erlebt, und was für Schlüsse ziehen Sie daraus?

Es mag geradezu symbolisch erscheinen, aber meine vorletzte Dienstreise vor der pandemiebedingten Schließung der Grenzen führte Anfang März 2020 nach Salzburg, wo wir zum vierten Mal an der internationalen Messe „Monumento“ teilnahmen. Unmittelbar nach unserer Rückkehr mussten wir nicht nur, wie alle, strenge Schutzmaßnahmen ergreifen, um die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie andere Parteien zu schützen, sondern auch die Prozesse anpassen, um die Feldarbeit nicht zu beeinträchtigen. Sicherlich verändert die Corona-Krise die Welt, zumindest im Bereich der Kommunikation. Einerseits entfalten sich deren unendliche Möglichkeiten, andererseits freue ich mich aber zu erkennen, dass die Notwendigkeit unmittelbarer menschlicher Präsenz unerlässlich bleibt. Ich glaube, dass diese Sehnsucht nach menschlichem Kontakt eine gute Voraussetzung ist, um sich gemeinschaftlich gegen viele andere Bedrohungen zu stellen, die nicht nur den Menschen, sondern auch dessen Umwelt und schlussendlich unser kulturelles Erbe betreffen.

Dr. Paul Mahringer ist Leiter der Abteilung für Inventarisierung und Denkmalforschung im Bundesdenkmalamt.

Als österreichischer Qualitätsanbieter mit mehr als 1.000 ausgebildeten Mitarbeitern sind wir für Sie da – seit mehr als 30 Jahren!

Sie erhalten von uns optimal abgestimmte Sicherheitsdienstleistungen:

- Empfangsdienste
- Portierdienste
- Werkschutz
- Doorman-Dienste
- Veranstaltungsdienste
- Revierstreifendienste
- Alarmzentrale gem. EN 50518
- ...

Vertraute Sicherheit für Unternehmen und Behörden

siwacht Bewachungsdienst GmbH
Ein Unternehmen der CKV GRUPPE
Lindengasse 47, A-1070 Wien
Tel. +43-1-521 57-0 www.siwacht.at

quality Austria
OZS Österreichische Zertifikationsstelle
ISO 9001:2015
ISO 14001:2015
ISO 45001:2018
VSO

STÄNDLICH AUSGEZEICHNETES UNTERNEHMEN

„Als ob“ – das Bernhard-Haus in Ohlsdorf

Martin Haidinger

1965 kaufte Thomas Bernhard vom Preisgeld des „Bremer Literaturpreises“ einen vom Abriss bedrohten Vierkanthof im oberösterreichischen Ohlsdorf/Obernathal. Binnen zehn Jahren machte der Schriftsteller aus der halben Ruine den anspruchsvollen Landsitz eines Einzelgängers. 90 Jahre nach der Geburt und 32 Jahre nach dem Tod des weltberühmten Literaten ist das „Bernhard-Haus“ heute eine Gedenkstätte mit Museumsshop und Veranstaltungen. Es wird von seinem Halbbruder, dem Gmundner Internisten Peter Fabjan, betrieben. Ihn bat Denkmal heute zum Gespräch.



Martin Haidinger: Dieses Haus ist ja gleich in zweifacher Hinsicht bemerkens- und schützenswert: zum einen als Klostergründung des beginnenden 14. Jahrhunderts, zum anderen, weil von der Formensprache des Thomas Bernhard aus dem 20. Jahrhundert bestimmt. Gilt es nicht einen ziemlichen Spagat zu machen, um solch ein Objekt zu erhalten?
Peter Fabjan: Diese Aufgabe erfüllt eine Nachlassverwaltungsgesellschaft, die ich 1990, ein Jahr nach dem Tod meines Bruders, gründete. Sie wird von Bernhards Tantiemen subventioniert und kümmert sich auch noch um eine weitere Liegenschaft in Ottnang sowie um die „Krucka“, eine kleine Alm am Grasberg in Altmünster. Meine Schwester, meine Frau und ich haben diesen Häusern jeweils eine Funktion gegeben. Ottnang bietet Künstlern und Wissenschaftlern einen Ruheort, um für ein paar Wochen hier als „Artists“ bzw. „Scientists in residence“ zu arbeiten. Die Alm wird vom Nachbarbauern landwirtschaftlich genutzt, und das



Anwesen in Ohlsdorf ist zwar ein Gedenkort, der aber trotzdem lebendig ist und weiter als Landwirtschaft geführt wird. Sie sehen hier keine Tiere, aber die Rinder eines Nachbarbauern aus der nächsten Ortschaft wurden mit dem Ertrag dieser Wiesen um das Haus herum – des Wiesengrunds – gefüttert. Die Bernhard'schen Rindviecher sind also sozusagen beim Nachbarn gestanden.

Wenn man durch die 30 Zimmer dieses Vierkanters geht, wird einen das Gefühl nicht los, dass hier noch sehr viel von Thomas Bernhard vorhanden ist. Es ist penibel aufgeräumt, alle Schuhe stehen fein säuberlich nebeneinander, das Gewand ist ordentlich, alles picobello ... als sei er vorgestern hier herausgegangen. Dabei hat er ja hier gar nie wirklich gewohnt. Da sind Zigaretten, die nie geraucht, Spirituosen, die nie getrunken, und Gästezimmer, die nie bewohnt wurden,

unbenutzte Jagdgewehre und Reitstiefel – ein Haus nach dem Motto „als ob“...

Den Begriff „als ob“ hat André Heller dafür geprägt. Er schrieb einmal ein Buch namens „Bernhards Hab und Gut“, eine „als ob“-Geschichte. Da ist eben zum Beispiel in der Küche eine große Ausstattung an Geschirr vorhanden, man meint, es wäre aufgekocht worden an dem prächtigen Nirosta-Elektroherd, aber dem war nicht so. Und in dem schönen Speisezimmer, das zu so einem Haus dazugehört, wurde eben auch nie gespeist, weil hier keine Gesellschaft war, das hat sich einfach nie ergeben. In den ersten Jahren hat mein Bruder, glaube ich, schon daran gedacht, dass er manchmal auch Gäste bewirten oder vielleicht sogar kurzfristig wohnen lassen werde. Aber mit seiner zunehmenden Tendenz, sich von der Gesellschaft zu entfernen, hat sich das völlig erübrigt. Dazu kommt noch, dass da drüben ein Reitsattel



hängt, er allerdings nie auf einem Pferd gesessen ist! Oder Sie sehen diverse Schießprügel, der eine oder andere davon ein Jagdgewehr mit Doppelabzug. Dabei hat sich Thomas Bernhard mit der Jagd und dem Jägerstand schwergetan, er selbst war natürlich kein Jäger. Er wollte seinem Haus den Anstrich geben, als wäre es von einer Gesellschaft mit gehobenen Ansprüchen bewohnt oder für eine solche geschaffen worden. Von Figuren und Persönlichkeiten, die auch in seiner Literatur immer wieder einmal vorkommen. Das ist also diese Geschichte mit dem „als ob“ ...

Stichwort Auflagen und Vorschriften des Denkmalschutzes. Wie geht es Ihnen denn damit?

Das ist einfach zu beantworten! Denn bis zum Jahr 2021 stand nichts hier unter Denkmalschutz, obwohl es seit zehn Jahren Pläne dafür gab. Jetzt sind dieses Haus und die Alm unter Schutz gestellt. Das sichert, dass, egal wer das alles

nach mir übernimmt, nichts um- oder ausbauen kann. Dieses Monument, das Bernhard hier geschaffen hat, kann man nie verkaufen, auch nicht an das Land Oberösterreich. Beim Haus in Ottnang drüben haben wir den Denkmalschutz noch offengelassen. Da sollte nur der alte Teil unter Schutz gestellt werden und nicht jener, in dem wir Künstler oder Wissenschaftler auf Zeit wohnen lassen und wo vielleicht auch einmal etwas verändert werden kann.

Unter normalen Umständen, also ohne Corona-Einschränkungen, besuchen viele Menschen das Bernhard-Haus. Sind da auch regelrechte Pilgerinnen und Pilger darunter?

Na ja, zum Teil werden sie dazu gemacht. Obwohl wir die Zusammenarbeit mit Reisebüros immer vermieden haben, kommt manchmal ein Bus mit 40 bis 60 Herrschaften meist älteren Datums daher, die zu einem Pauschalbetrag alle drei Häuser sehen. Sie haben häufig zu Thomas Bernhard

keinen Bezug, treffen mit einem neutralen oder eher abweisenden Gesichtsausdruck ein und verlassen uns mit einem positiven Eindruck von Bernhard, dem düsteren Kerl, dem „Nestbeschmutzer“. Über die Jahrzehnte haben wir einiges erreicht, um dieses falsche Bild etwas zu relativieren. Es ist jetzt doch schon eine ziemlich lange Zeit, dass wir uns mit Besucherinnen und Besuchern beschäftigen ...

Mag. Martin Haidinger ist Historiker und Journalist in Wien. Er leitet die ORF-Wissenschaftsreihe „Salzburger Nachtstudio“ auf Ö1 und ist Autor zahlreicher Sachbücher.

Alle Fotos: Nathalerhof, Ohlsdorf
© BDA, Fotos: Bettina Neubauer-Pregl

„Die Oberfläche der Erde ist endlich“

Christoph Bazil

Angelika Fitz
© Az W, Foto: Marlene Rahmann

Angelika Fitz, die Direktorin des Architekturzentrums Wien (Az W), sprach mit Christoph Bazil, dem Präsidenten des Bundesdenkmalamtes, über das Museum als „Change Maker“ in Bezug auf die nachhaltige Nutzung von Bestandsobjekten und über Boden als knappes Gut. Denn Denkmalschutz ist Klimaschutz, so waren sich die beiden einig. Sie teilen auch das Bestreben, bei Denkmälern energiesparende, innovative Techniken einzusetzen. Details zu einem geplanten, vom Bundesdenkmalamt unterstützten "grünen" Projekt des Az W hinsichtlich eines ganzheitlichen Klimakonzeptes für denkmalgeschützte Bauten werden mit Spannung erwartet.

Christoph Bazil: Das Architekturzentrum Wien wurde 1993 von der Stadt und vom Bund gegründet. Ist Wien nicht ohnedies ein Zentrum der Architektur? An wen richtet sich das Az W?

Angelika Fitz: Mit der „Architekturturnation“ verhält es sich ähnlich wie mit der „Kulturturnation“. Sie sollte nicht nur zitiert, sondern auch gefördert werden. Das Architekturzentrum Wien hat durch seine Sammeltätigkeit zentrale Bestände des architektonischen Erbes des 20. und 21. Jahrhunderts gesichert, von den Vorarlberger Baukünstlern bis zur burgenländischen Nachkriegsmoderne, von der Grazer Schule bis zu wichtigen Wiener Positionen. Das Az W ist so zum österreichischen Architekturmuseum geworden. Wichtig ist uns dabei: Eine Sammlung ist weit mehr als bloßes Strandgut der Geschichte, ihre gesellschaftliche Relevanz zeigt

sich in der Befragung und der Sichtbarmachung, in der Verbindung von Forschung und Sammlungsauftrag. Während sich die meisten Architekturmuseen weltweit auf Architektur- und Designgeschichte konzentrieren, vermitteln wir eine breite kulturelle Perspektive. Das Az W zeigt, diskutiert, sammelt und erforscht, wie Architektur das tägliche Leben aller Menschen prägt.

Auf Ihrer Website finde ich den Satz: „Architektur geht alle an“. Ist das auch ein Gedanke für das Az W?

Ob Klimakrise, soziale Konflikte oder nachhaltiges Wirtschaften: Die zentralen Herausforderungen unserer Zukunft sind eng mit dem Bauen verknüpft. Das Bauen ist aktuell für einen großen Teil des globalen Ressourcenverbrauchs verantwortlich und damit untrennbar mit dem Überleben unseres Planeten, seiner

Bewohnerinnen und Bewohner verknüpft. Architektur ist also Teil des Problems, sie kann aber auch Teil der Lösung werden. Wir wollen mit unseren Ausstellungen, Programmen und Forschungsprojekten zeigen, was Architektur kann, was Architektur zu einer gerechteren, schöneren und ökologischen Welt beitragen kann. Ich sehe das Museum hier durchaus in einer aktiven Rolle als „Change Maker“, gemeinsam mit vielen Kooperationspartnerinnen und -partnern. Das Bundesdenkmalamt gehört auch dazu.

Als Bundesdenkmalamt berufen wir uns auf das „öffentliche Interesse“. Wenn wir aber neuere Architektur unter Schutz stellen, stoßen wir oft auf Unverständnis. Wie ist Ihre Ausstellung über die Architektur des Brutalismus angekommen? Die etwas unglückliche

Übersetzung des französischen Ausdrucks „Béton brut“ macht dessen Akzeptanz ja nicht einfacher. Die Ausstellung „SOS Brutalismus“ hat 2018 einen beachtlichen Hype kreiert, wobei Soziale Medien als Verstärker wirkten. Dabei ging es nicht nur um die – in der historischen Distanz offenbar zunehmende – ästhetische Faszination, sondern auch um die Ära des Wohlfahrtsstaates, mit dem diese Bauten eng verbunden sind. Das weckt Sehnsüchte. Schon unsere Ausstellung „Sowjetmoderne 1955–1991“ war 2013 ein riesiger Publikumserfolg.

Zur Sowjetmoderne gibt es eine Online-Datenbank des Az W. Wie ist es zu diesem Bestand gekommen?

Die Datenbank zur Sowjetmoderne umfasst an die 1.000 Architekturobjekte der Nachkriegsmoderne in



© Architekturzentrum Wien,
Grafik: grafisches Büro

den vormals sowjetischen Republiken mit Fotos, Plänen und detaillierten Informationen. Das ist ein Beispiel für umfangreiche Forschungsarbeit, wirkliche Pionierarbeit, im Vorfeld einer Ausstellung. Es handelt sich in diesem Fall um eine digitale Sammlung, in Ergänzung zu unserer physischen Architektursammlung, die über 85 Vor- und Nachlässe sowie umfangreiche Projektsammlungen mit Modellen, Zeichnungen, Möbeln, Stoffen umfasst.

Sie erneuern gerade die Dauerausstellung zur österreichischen Architektur. Was wird anders und ab wann?

Die neue Schausammlung des Az W wird ab Oktober dieses Jahres die seit 2004 bestehende a_schau ersetzen, die damals, als die Az W-Sammlung noch am Anfang stand, vorwiegend auf Reproduktionen zugreifen musste. Jetzt werden viele Originalobjekte erstmals zu sehen sein, und sie werden aus der Gegenwart betrachtet. Unter dem Titel „Hot Questions – Cold Storage“ werden sieben „heiße Fragen“ an die Sammlung gestellt, von den Auswirkungen der

Globalisierung auf unsere Städte und Dörfer über die Frage „Wie wollen wir wohnen?“ bis zum Beitrag, den Architektur für unser Überleben auf diesem Planeten leisten kann. Gleichzeitig erlaubt der „Cold Storage“ einen Blick hinter die Kulissen der Sammlungsarbeit.

Die überwiegende Zahl neuer Bauten sind wohl Gewerbeparks, Einfamilienhäuser, Shoppingmalls und nicht zu vergessen Kreisverkehre. Ich wundere mich manchmal, warum wir empörten Widerstand erfahren, wenn wir einen Architektenbau der 1970er – „Betonmonster!“ – erhalten wollen.

Es profitieren halt zu viele von Bodenspekulation und extensivem Bodenverbrauch. Das zeigen wir aktuell in unserer Ausstellung „Boden für Alle“. Wir haben ein System geschaffen, das Flächenverbrauch zwingend voraussetzen scheint. Die Gemeinden brauchen Betriebe, Einwohnerinnen und Einwohner, um Einnahmen zu lukrieren; fast alle träumen vom Einfamilienhaus. Und viele wollen seit der Finanzkrise 2008 ihre Ersparnisse gewinnbringend in Immobilien

anlegen; selbst kleine Sparerinnen und Sparer werden mit ihrer privaten Pensionsvorsorge Teil dieser Dynamik. Viele profitieren, und dieser „Profit“ geht einher mit Baulandhortung und Zersiedelung, mit steigenden Wohnungspreisen und gesichtslosen Straßenzügen aus Anlegerwohnungen.

Die Ausstellung „Boden für Alle“ thematisiert, dass Boden ein knappes Gut ist. Ob verbaut oder unverbaut, ist er eine gefährdete Ressource. Wie sind unsere Perspektiven? Der Traum vom Haus mit Garten ist zwar verständlich, gebiert aber auch Ungeheuer?

Die Oberfläche der Erde ist endlich. Ein sorgloser oder rein kapitalgetriebener Umgang mit dem Boden trägt zur Klimakrise bei, verteuert das Wohnen, bedroht den öffentlichen Raum und gefährdet die Ernährungssicherheit. Soweit die schlechte Nachricht. Die gute ist: Der Schlüssel zu einer umweltschonenden, gerechten und schönen Welt liegt zu unseren Füßen. Unsere Ausstellung und das Buch „Boden für Alle“ vermitteln die Dringlichkeit der Situation und zeigen, wie es besser gehen könnte. So gibt es zum Beispiel überzeugende Konzepte für gemeinschaftliches Wohnen, die ähnliche Bedürfnisse wie das Einfamilienhaus befriedigen können, dabei aber viel weniger Boden verbrauchen und gleich auch noch einen Mehrwert in Kinderbetreuung, Generationenkontakten oder der Verbindung von Arbeiten und Wohnen bieten.

Die Nutzung von bestehender Bausubstanz ist für die Denkmalpflege entscheidend. Gerade bei dörflichen und

kleinstädtischen Zentren haben wir oft mit Leerständen zu kämpfen, während um den Kreisverkehr neue Siedlungen und Märkte entstehen, oft auch in Konkurrenz zwischen den Gemeinden. Die Ursachen dafür sind vielfältig und es wird kein Patentrezept dagegen geben, aber gibt es erfolgreiche Gegenbeispiele?

Am Beginn der Recherche für Ausstellung und Publikation „Boden für Alle“ dachten wir, dass es vor allem an guten gesetzlichen Regelungen mangle. Am Ende haben wir verstanden, dass die rechtliche Lage zwar eindeutig verbesserungswürdig ist, aber im Grunde schon heute andere Wege zulassen würde. Das Problem liegt bei uns allen, die wir unsere Individualinteressen vor Gemeinwohlinteressen stellen. Es liegt im kurzfristigen Denken der politischen Mandatarinnen und Mandatare, an der Klientelpolitik, an unserem rein wachstumsorientierten Wirtschaftssystem. „Boden für Alle“ kann hier keine einfachen Antworten geben, keine Patentlösungen bieten. Aber wir wollen aufrütteln und anhand von guten Beispielen – internationalen und österreichischen – zeigen, dass es auch anders geht. Wie mit all unseren Ausstellungen und Publikationen sprechen wir damit eine breite Öffentlichkeit an, denn wir alle treffen jeden Tag Entscheidungen, die sich auf die gebaute Welt auswirken.

Dr. Christoph Bazil ist Präsident des Bundesdenkmalamtes.

Denkmalauszeichnung im neuen Kleid

Die österreichische Denkmallandschaft ist reich und die Denkmale sind breit gefächert. Was sie eint: Hinter ihnen stehen Menschen, die sich für ihre Erhaltung und Pflege einsetzen. Personen, die sich diesbezüglich besonders verdient gemacht haben, werden vom Bundesdenkmalamt mit der Österreichischen Denkmalschutzmedaille ausgezeichnet. Nun hat Kunst- und Kulturstaatssekretärin Andrea Mayer einen Wettbewerb zur Neugestaltung der Medaille ausgeschrieben. Damit bietet sich Künstlerinnen und Künstlern die Möglichkeit, sich in innovativen Lösungsansätzen dem Thema Denkmalschutz zu widmen.

„Die Erhaltung unseres kulturellen Erbes ist auch eine Auseinandersetzung mit unserer Gesellschaft – mit zentralen Fragen darüber, was uns wichtig ist und was wir weitergeben wollen. Die neue Denkmalschutzmedaille soll durch ihr künstlerisches Design und ihre hochwertige Herstellung zeigen, welchen Stellenwert das Bemühen um unser gemeinsames kulturelles Erbe hat“, so Mayer.

Für eine hochkarätig besetzte Jury haben sich Martin Böhm, Lilli Hollein, Eva Schlegel und Elisabeth Udolf-Strobl zur Verfügung gestellt. Ihnen dankt Staatssekretärin Mayer ebenso wie Bundesdenkmalamt-Präsident Christoph Bazil für die Vorbereitung: „Ich freue mich, dass wir in diesem Projekt Kulturerbe mit zeitgenössischer Kunst zusammenbringen können, und bedanke mich bei der Jury herzlich für ihr Mitwirken.“ Stichtag der Einreichung für die Entwürfe war der 30. April 2021. Die Entscheidung der Jury wird im Sommer 2021 bekannt gegeben. Schon im Herbst 2021 will Staatssekretärin Andrea Mayer die neu gestaltete Medaille erstmals verleihen.

Informationen über die Jury-Entscheidung finden Sie unter [bundesdenkmalamt.gv.at](https://www.bundesdenkmalamt.gv.at) und auf den Social-Media-Seiten des Bundesdenkmalamtes.

Denkmal kinder

Denkmalhund Emil

Schloss Esterházy Das Wahrzeichen im Burgenland



Schloss Esterházy
© Schloss Esterházy,
Foto: Andreas Hafenscher



Heute folge ich der Einladung des fürstlichen Schlosshundes Trampel von Schloss Esterházy in Eisenstadt. Wie aufregend!

Immerhin war er der Lieblingshund von Fürst Paul I. Esterházy, der im 17. Jahrhundert lebte. Was ich alles erleben werde? Ich bin schon gespannt! Es wird jedenfalls eine abwechslungsreiche Zeitreise, zählt mein Ausflugsziel doch zu den schönsten Barockschlössern Österreichs und ist noch dazu das Wahrzeichen von Eisenstadt. Höchste Zeit also, dass ich als Denkmalhund des Bundesdenkmalamtes Schloss und Park einen Besuch abstatte, immerhin stehen sie seit 1924 unter Denkmalschutz. Jetzt werfe ich mich einmal in Schale!

Schloss Esterházy

Stellt euch das einmal vor: Schon vor 700 Jahren entstand hier eine vierflügelige Wasserburg mit allem Drum und Dran, also Ecktürmen, Graben und Park, der im Norden anschließt. 1663 bis 1672 wurde diese erhöht liegende Burg unter Fürst Paul I. Esterházy ausgebaut. 100 Jahre später hat ein französischer Architekt, Charles von Moreau, die Schlossanlage ganz nach dem Geschmack der Zeit im Baustil des Klassizismus weitergebaut. An der Gartenseite des Schlosses erkennt ihr diesen Stil besonders deutlich: Die mächtigen Säulen erinnern an griechische Tempel. Die Esterházy wollten mit dem Schloss auch zeigen: Seht her, wer wir sind! Von der Familie wohnt hier heute niemand mehr, aber das Schloss ist für Besucherinnen und Besucher geöffnet. Ich lass mich von Trampel führen und fühle mich dabei selbst ein bisschen wie ein Fürst. Ich kann mir richtig gut vorstellen, wie in den Räumen gelebt wurde! Von den lustigen Gesichtern im Innenhof des Schlosses bin ich fasziniert. Die Esterházy müssen Humor gehabt haben ... aber auch Sinn für die Künste und die Freuden des Lebens. Ich habe euch ein Rätsel von diesen Fratzen zusammengestellt. Seht doch auf S. 49!



Paul Esterházy
© Esterházy Privatstiftung,
Burg Forchtenstein
Foto: Manfred Horvath

Die Wurzeln der **Familie Esterházy** lassen sich bis in das 13. Jahrhundert zurückverfolgen. Nikolaus Esterházy wurde 1626 von Kaiser Ferdinand II. in den Grafenstand erhoben. Er erwarb die Herrschaften Eisenstadt und Forchtenstein und übte das Amt des Palatins von Ungarn aus – das war nach dem König das höchste Amt im Land. Mit seinem Sohn Paul Esterházy setzte sich der Aufstieg der Familie fort; 1687 erhob ihn Kaiser Leopold I. in den Fürstenstand. Im 18. Jahrhundert machte Fürst Nikolaus II. Esterházy Eisenstadt zu einem Zentrum der Musik und den großen Komponisten Joseph Haydn zu seinem Kapellmeister. Der letzte Fürst verstarb 1989; sein Vermögen, darunter das Schloss in Eisenstadt, wurde in Privatstiftungen eingebracht. So war es möglich, den großen Besitz und das Vermögen nachhaltig zu sichern. Dank dieser Entscheidung können wir heute die bedeutenden Kulturgüter der Familie an den vielen Esterházy-Standorten besichtigen.



Amor und Psyche © Esterházy Privatstiftung, Schloss Eisenstadt

Die Geschichte von **Amor und Psyche** ist eine antike Sage. Venus, die Göttin der Schönheit, war eifersüchtig auf das wunderschöne Menschenkind Psyche. Deshalb befahl sie ihrem Sohn Amor, dafür zu sorgen, dass Psyche sich in ein Ungeheuer verliebte. Der Plan missglückte, denn Amor selbst verliebte sich in Psyche und entführte sie. Er sagte natürlich niemandem etwas davon und verbot auch Psyche, ihn anzusehen, wenn er sie besuchte. Psyche war aber neugierig: von wegen Ungeheuer! Als sie ihn erblickte, erbrannte sie in Liebe zu ihm. Nach vielen schwierigen Aufgaben, die ihnen die Götter zu lösen gaben, um ihre Liebe auf eine harte Probe zu stellen, erlaubte Göttervater Jupiter schließlich die Verbindung und machte Psyche unsterblich.

Joseph Haydn (1732–1809) zählt neben Ludwig van Beethoven und Wolfgang Amadeus Mozart zu den bedeutendsten Vertretern der „Wiener Klassik“. Er wurde in Rohrau in Niederösterreich, nahe der Grenze zum heutigen Burgenland, als Sohn eines Wagenschmieds geboren. Heute ist sein Geburtshaus eine Gedenkstätte, die besichtigt werden kann. Die Anstellung als Kapellmeister bei der wichtigen Familie Esterházy bedeutete viel für Haydn. Er schrieb vor allem Sinfonien – dabei spielen alle Orchesterinstrumente gemeinsam ohne Soloinstrument. Nach seiner Anstellung in Eisenstadt reiste Haydn viel und erlebte vor allem in England große Erfolge. Wieder zurück, lebte er in Wien, wo er auch verstarb. Viele Jahre später ließ Fürst Nikolaus Esterházy II. Haydns Grab öffnen, um seine sterblichen Überreste nach Eisenstadt zu überstellen. Der Schock war groß, als Haydns Schädel fehlte. Erst 145 Jahre später konnte er mit dem Körper vereint in Eisenstadt bestattet werden.

Der Haydnsaal

Endlich sind Trampel und ich im Haydnsaal angelangt. Als großer Musikfreund war ich darauf schon besonders gespannt. Dieser barocke Festsaal aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist nämlich für seine einzigartige Akustik und seinen besonderen Klang bekannt. Daher wird er heute auch vor allem für Konzerte genutzt. Aber ich verrate euch noch etwas: Das ist ein Saal für alle Sinne! Denn während ich der Musik lausche, kann ich in den Deckenbildern wie in einem Buch lesen. Sie erzählen antike Sagen – zum Beispiel die von der Liebe zwischen Amor und Psyche. Der Saal ist nach Joseph Haydn benannt, der bei der Familie Esterházy bis 1790 fast 30 Jahre lang als Kapellmeister tätig war. Was das bedeutet? Er hatte ein eigenes Orchester und musste mit seinen Musikern dem Fürsten ständig für Darbietungen zur Verfügung stehen. Als ihnen das zu viel wurde, hatte Haydn eine grandiose Idee: Er komponierte die „Abschiedssinfonie“, in deren letztem Satz die Musiker einer nach dem anderen die Bühne verließen. Der Fürst Esterházy verstand den Wink und gewährte den Musikern daraufhin ein paar langersehnte freie Tage.



Der Hammerflügel wurde in der Werkstatt des Klavierbauers Matthias Müller in Wien an der Wende zum 19. Jahrhundert gefertigt. Sein Korpus – also Klangkörper – ist in Mahagoni furniert, die Beine sind aufwendig geschnitzt, teilweise grün und vergoldet. Der Flügel wurde jüngst restauriert. Immer wieder bekommen Musiker die Gelegenheit, darauf zu spielen. Das ist wichtig für ein Instrument.
© Esterházy Privatstiftung



Der Haydnsaal © Esterházy Privatstiftung, Schloss Eisenstadt, Foto: Gerhard Wasserbauer



Wenn ein Garten oder ein Park zum Denkmal wird, ist das Bundesdenkmalamt dafür zuständig. Wie aber kommt es dazu? Der Schlosspark der Esterházy ist künstlerisch angelegt und wirkt wie eine gelungene Kombination aus Bauten und Anpflanzungen. Er wurde bewusst von Menschen errichtet – was den Unterschied zum zufällig gewachsenen Baum macht, der unter Naturschutz stehen kann. Für die Betreuung solcher historischen Gärten und Parkanlagen erarbeitet das Denkmalamt auch Konzepte für Schutz und Pflege; damit bekommen die Eigentümer praktische Hilfe zur Erhaltung, Wiederherstellung und künftigen Nutzung der historischen Anlagen. Im **Schlosspark Esterházy** kümmert sich auch der Verein „Freunde des Eisenstädter Schlossparkes“ um die Pflege.

Der Schlosspark

Geht es euch auch manchmal so? Mir kommen die besten Ideen beim Herumstreunen in der Natur. Wer weiß, vielleicht haben die Esterházy deshalb einen so prächtigen Park errichten lassen? Jeder Fürst hatte da übrigens seine eigenen Vorstellungen und ließ sie von bedeutenden Gartenarchitekten umsetzen. Teiche wurden angelegt und natürlich viele exotische Bäume und Sträucher gepflanzt. Außerdem gibt es hier ein großes Palmenhaus, Grotten und Wasserspiele. Man hat fremde Pflanzen gezüchtet und die Welt zu sich geholt, ohne zu reisen. Wer hätte gedacht, dass mein Besuch im Schlosspark so eine abwechslungsreiche Entdeckungsreise wird! Am liebsten sind mir natürlich die Bäume. Der größte Teil des Parks ist heute öffentlich zugänglich – 44 Hektar, so viel wie rund 61 Fußballfelder! Apropos Ball: Im Schloss habe ich in einem Raum Tennisschläger gesehen. Der Fürst, so wusste mein Freund Trampel zu erzählen, hat seine Freunde eingeladen und mit ihnen im Park Tennis gespielt – so wie große und kleine Menschen heute joggen, nordicwalken oder sich am Kinderspielplatz austoben.

Der Schlossgarten © Esterházy Privatstiftung, Burg Forchtenstein – Plansammlung, 1912

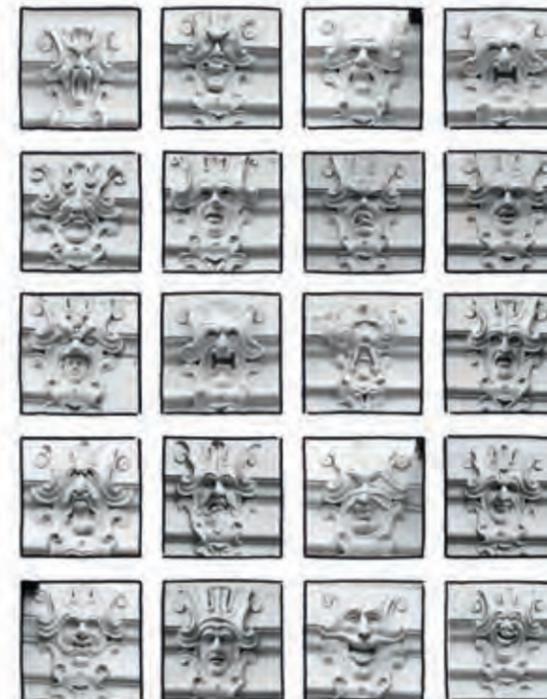
Hund Trampel, heißt so, weil er immer laut durchs Schloss getrampelt sein soll.
© Esterházy Privatstiftung, Burg Forchtenstein
Foto: Gerhard Wasserbauer



Mein Rundgang mit Schlosshund Trampel ist nun zu Ende, doch er hat noch einige Tipps für mich und euch parat. Wenn Trampel nicht, so wie heute, im Schloss Esterházy Kollegen empfängt, ist er nämlich an den anderen Kulturstandorten der Stiftung Esterházy anzutreffen. Ihr könnt zum Beispiel auf die mächtige Burg Forchtenstein fahren, die weithin sichtbar auf einem steilen Felsen thront. Oder zum Renaissanceschloss Lackenbach, um in den Ausstellungen dort der Natur auf die Spur zu gehen. Vielleicht besucht ihr aber auch lieber den Steinbruch St. Margarethen, einen der ältesten Europas – heute finden dort imposante Festivals und Operaufführungen statt.

Nähere Informationen, auch zu den vielen Veranstaltungen für Kinder, findet ihr hier: www.Esterhazy.at

Zwei Fratzen sind doppelt, finde heraus

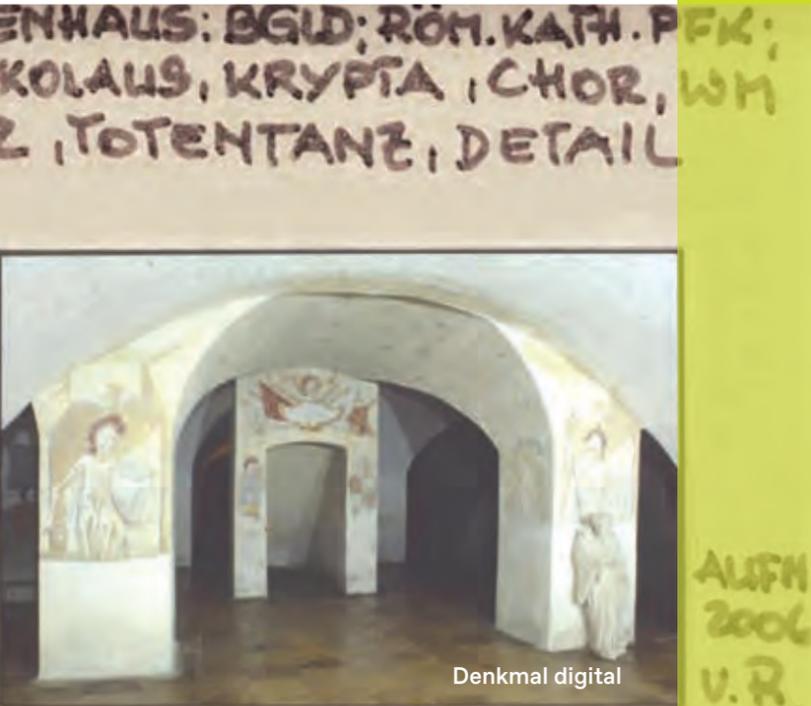


Und denkt daran: Ich heiße Emil und ihr seid die Detektive!

Also viel Spaß beim Entdecken! Ich freue mich auf eure Nachrichten an: emil@bda.gv.at



Denkmal kultur



Denkmal digital



Bestandsschutz durch Digitalisierung

Florian Leitner, Michelle Miller

Mit dem Bildarchiv wurde eine Anwendung entwickelt, die zum einen der Visualisierung dient, vor allem aber dazu beiträgt, Digitalisate des kulturellen Erbes Österreichs zu bewahren. In einem ersten Schritt wurden 150.000 Kleinbilddias aus der Zeit ab 1940 digitalisiert.

Das Bundesdenkmalamt verfügt über einen bedeutenden Bestand historischer Fotografien zum kulturellen Erbe Österreichs. Die ältesten Aufnahmen stammen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, darunter finden sich Arbeiten bedeutender österreichischer Fotografen, wie z. B. Andreas Groll oder August Stauda.

Über die Jahrhunderte sind fotografische Aufnahmen entstanden, die die Veränderungen des kulturellen Erbes auf besondere Art und Weise dokumentieren. Es ist seit jeher Ziel des Bundesdenkmalamtes, diesen Bestand auch der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen, um die Fotos als Quellen für wissenschaftliche Arbeiten bereitzustellen, aber auch um Geschichte erlebbar zu machen. Aus diesem Grund wurde im Jahr 2019 gemeinsam mit dem Bundeskanzleramt der Entschluss gefasst, diese Quellen zu digitalisieren und eine Datenbank dafür zu entwickeln. Im Zuge von Workshops wurden die Anforderungen an die Datenbank definiert und die Ziele für die Umsetzung festgehalten. Der Fokus lag darauf, eine Datenbank zu schaffen, die übersichtlich gestaltet und intuitiv zu bedienen ist sowie gängige Standards einhält, um künftig auch einen Austausch mit anderen Datenbanken zu gewährleisten. In einem ersten Schritt stehen die digitalisierten Quellen des Fotoarchivs allen Bediensteten des Bundesdenkmalamtes in ganz Österreich zur Verfügung. In einem zweiten Schritt soll auch die Öffentlichkeit Zugang dazu bekommen.

Beim ersten digitalisierten Bestand, der in das Bildarchiv importiert wurde, handelt es sich um rund 150.000 Kleinbilddias,

die zwischen 1940 und 2010 im Auftrag des Bundesdenkmalamtes entstanden sind und nun von der Digitalisierungsstelle des Bundeskanzleramtes gemeinsam mit dem Bundesrechenzentrum digitalisiert wurden. Dank der engen Zusammenarbeit konnte im Zuge der Umsetzung agil auf entstandene Fragen reagiert und die Datenbank an die Bedürfnisse angepasst werden. Die Daten der Dias werden künftig zusätzlich in der „Digitalen Arche Österreich“ gesichert, die der dauerhaften und sicheren Verwahrung des Kulturerbes der Republik Österreich dient. So wurden die Grundsteine für die Digitalisierung der Quellen und Archivalien des Bundesdenkmalamtes gesetzt. Mit dem Bildarchiv verfügt das Bundesdenkmalamt über ein Werkzeug, das es in Zukunft erlaubt, rasch und ortsunabhängig die Digitalisate zu recherchieren. Darüber hinaus liefern die Digitalisierung und die Verwendung der Digitalisate einen erheblichen Beitrag dazu, dass die Originale geschützt und ordnungsgemäß archiviert werden können. Auf diese Weise wird „Bestandsschutz durch Digitalisierung“ als ein zentrales Ziel der Digitalisierung im Archivbereich des Bundesdenkmalamtes umgesetzt.

Mag. Florian Leitner, M.Sc. ist stellvertretender Leiter der Abteilung Inventarisierung und Denkmalforschung im Bundesdenkmalamt.

Michelle Miller, BSc ist Mitarbeiterin der Abteilung IT-Personalmanagement im Bereich Applikation Smart Data & Softwareservice im Bundeskanzleramt.

RENOVIERUNG & SANIERUNG



SANIERUNG VOLKSTHEATER WIEN

Bei der Sanierung kam eine spezielle Fassadenfarbe auf Silikatbasis ohne Titandioxid zum Einsatz. Diese zeichnet sich im Vergleich zu Standardfarben mit Titandioxid durch ihre besondere Farbtiefe aus und gibt die plastische Struktur des Untergrundes perfekt wieder.

- ✓ Mineralisch und hoch diffusionsoffen
- ✓ Witterungsbeständig
- ✓ Hydrophob oder hydrophil erhältlich

PROFI RESIL ANTIK
PROFI RESOL ANTIK





Kleinstetteldorf, Kellergasse © Gerold Eßer 2018

Kellergassen sind ein bedeutendes bäuerliches Kulturerbe. Angelegt zur Produktion und Lagerung des Weines, bilden sie eigene Wirtschaftssiedlungen außerhalb der Dörfer. Die sogenannten „Dörfer ohne Rauchfang“ kennzeichnen einen grenzüberschreitenden, historisch gewachsenen Kultur- und Wirtschaftsraum. Zudem symbolisieren sie den Schritt aus der untertänigen Abhängigkeit vom Grundherrn zum freien Bauerntum.



Kulturelles Erbe

Kulturlandschaft der Kellergassen

Gerold Eßer

Poysdorf, Kellergasse Radyweg © BDA, Foto: Irene Hofer, 2018



Hart-Aschendorf, Kellergasse
Hundsberg / Steinfeld
© Gerold Eßer 2018

Lage in der Landschaft

Überall in den Löss- und Lehmgebieten des Hügellandes, aber auch in den angrenzenden Weinbaugenden im Burgenland, in Mähren, in der Slowakei und in Ungarn finden sich Kellergassen. Niederösterreich zählt aktuellen Erhebungen zufolge über 1.300 Kellergassen mit einem Gebäudebestand von mehr als 40.000 Objekten. Als das Kernland der Kellergassen kann das Weinviertel mit seinen rund 1.000 „Dörfern ohne Rauchfang“ bezeichnet werden. In dieser im Nordosten Niederösterreichs gelegenen Region besitzt fast jede Familie einen Weinkeller in einer Kellergasse. Die Identifikation mit diesem Kulturerbe ist im Weinviertel daher besonders groß.

Kellergassen wurden fast immer in der Nähe der Weingärten in leichten Hanglagen angeordnet. Die Lagerkeller für den Wein konnten so auf einfache Weise in den anstehenden Untergrund aus Löss und Lehm gegraben werden. Ihre Lage entlang der Wirtschaftswege erleichterte zudem die Anlieferung der Trauben und bot den alljährlich im Frühjahr aus den Wirtschaftszentren eintreffenden Weinhändlern einen leichten Zugang. Weinrieden und Kellergassen bilden deshalb eine kulturelle und landschaftliche Einheit. Zusammen bestimmen sie die Kulturlandschaft des Weinbaus. Ja, die Kellergassen sind als weltweit einzigartige Erscheinung so prägend, dass sie die Kulturlandschaft der Kellergassen formen.

Kulturelles Erbe

Entstehung

Die historisch-kulturelle Bedeutung der Kellergassen für Niederösterreich ist enorm. Sie lässt sich auf das Phänomen der „Verbäuerlichung“ des Weinbaus zurückführen. Ab Mitte des 17. Jahrhunderts lagen infolge der Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges, einer dezimierten Bevölkerung, des Einbruchs des Weinkonsums und des stark gesunkenen Weinpreises erhebliche Anbauflächen brach. Sie gelangten in großen Mengen auf den Markt, konnten auch von den bis dahin in Abhängigkeit wirtschaftenden Bauern aufgekauft und nachfolgend in eigener Sache bewirtschaftet werden. Unter den günstigen Produktionsbedingungen geringer Arbeitskosten gelang es den Bauern, nach und nach am einsetzenden Aufschwung des Handels mit dem Lebensmittel Wein teilzuhaben.

Zunächst wurden Lagerkeller vermutlich nur deswegen außerhalb der Ortschaften angelegt, da geeignete Flächen in den Dörfern nicht zur Verfügung standen. Gepresst wurde noch in den großen Presshäusern des Adels, der Kirche und der reichen Bürger. Wie historische Quellen und die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Untersuchungen nahelegen, entstanden wohl erst um 1700 nach und nach die heute das Bild der Kellergassen prägenden Presshäuser der Weinbauern. Die Verordnungen und Reformen Maria Theresias und Kaiser Josefs II. – die gemäßigte Untertänigkeit und die Erlaubnis der Weinausschank – begünstigten den Weinbau und die Weinwirtschaft der bäuerlichen Schichten und führten letztlich zum landesweiten Ausbau.

Bauten aus Lehm

Die Presshäuser wurden aus jenem Material errichtet, das beim Graben der Keller anfiel: Lehm. Keller und Presshäuser dokumentieren so auch die wesentlichen Evolutionsschritte der bäuerlichen Lehmbautechnik: vom freien Vortrieb der Keller ohne Leerschalung über die Stampflehmbauweise, die Lehmwickelbauweise (Lehmwuzel), die ungebrannten Lehmziegel (Quaderstock) bis zu den späten, in gebrannten Ziegeln errichteten Presshäusern und ziegelgewölbten Weinkellern.

Aspersdorf, Kellerviertel, 1974
© BDA



Typologie und Architektur

Die besondere Faszination der Kellergassen beruht auf ihrer typologischen Vielfalt und der landschaftlichen Einbettung. Je nach Lage im Gelände und Bezug zu einem Wirtschaftsweg ergaben sich definierte Siedlungstypen: die einseitig bebauten Kellerzeilen entlang der Höhenschichtlinie, die zweiseitig bebauten Kellergassen in Grabenlage, die angerförmig aufgeweiteten Kellergassen mit ihrem natürlichen Zentrum, die haufenförmig angelegten Kellerdörfel bis hin zu den terrassenförmigen, in der Landschaft weithin sichtbaren Anlagen. Im Gebäudemastab sind die Keller unsichtbar, es dominieren die Vorbauten: die einfachen Schildmauern (Vorkappl), die bescheidenen Pressräume mit Pultdach, die giebel- oder traufständig stehenden eingeschößigen Presshäuser mit Walm- oder Satteldach und die mächtigen zweigeschößigen Presshäuser mit einem Lagerraum im Stock.

Bedeutung

Ihren Reiz gewinnen die Kellergassen besonders durch die Einfachheit der vernakulären Bauformen, die serielle, geordnete Reihung der Objekte und die natürlichen Oberflächen. Ihre Anlage spiegelt eine Gesellschaft im Aufbruch wider: Jeder Bauer – vom „Ganzlehner“ bis zum „Kleinhäusler“ – suchte sein Glück im Weinbau, denn der versprach, abseits des Tauschhandels und der Abgabenverpflichtungen in Naturalien und Robot, ein eigenes Geldeinkommen. So sind die Kellergassen in ihrer Einheitlichkeit wie auch in der Vielfalt Spiegel eines sich verändernden bäuerlichen Lebensmodells. Die Kellergassen symbolisieren jenen Schritt in der Entwicklung der bäuerlichen Gesellschaften der sanfthügelligen Löss- und Lehmgebenden, der die Menschen über nach und nach eigenverantwortlich betriebenen Weinbau und Weinhandel aus der untertänigen Abhängigkeit vom Grundherrn zu einem frei wirtschaftenden, schließlich freien Bauertum führte.

Kellergasse Haugsdorf, Jause während der Weinlese
© Barbara Krobath 2004



Kulturelle Transformation

Die Frage nach der Nutzung der Kellergassen ist eine wesentliche! Denn nur ein genutztes oder sinnvoll nutzbares Gebäude motiviert die Menschen zu dessen Erhaltung. Mit den alles erfassenden Transformations- und Konzentrationsprozessen in der Landwirtschaft und im Weinbau ging die Nutzung der Kellergassen, Presshäuser und Weinkeller als Stätten der Erzeugung und Lagerung des für die Bauern wirtschaftlich so bedeutenden Weines verloren. Die Erkenntnis, dass Kellergassen in weiten Bereichen der niederösterreichischen Weinbaugegenden Identität vermitteln, ja Herkunft greifbar machen, ließ das Bedürfnis nach deren Erhalt steigen.

Seit bald einem halben Jahrhundert werden Menschen kreativ, um ihren Kellergassen neues Leben einzuhauchen. Man besann sich auf althergebrachte, erprobte Nutzungen – jene des familiären und freundschaftlichen Beisammenseins, der Erholung, der Entspannung, des Genusses und der Kontemplation in einer intakten Natur – und erfand neue. Besonders Kunst und Kultur, gemeinsames Feiern und Feste, aber auch Gesundheit, Sport und Bildung brachten innovative Ideen in die Kellergassen und machten sie für Einheimische wie Gäste interessant. Heute existiert ein umfassendes Netzwerk von Menschen, die den Kellergassen durch ihr Engagement und ihre Kreativität täglich neuen Sinn geben. Durch die spannende und vielseitige Vermittlung des kulturellen Erbes gelingt es mit den Mitteln der Zeit, Verbindendes zwischen den Menschen zu schaffen.

Dr. Gerold Eßer ist Referent für Baudenkmalpflege in der Abteilung für Niederösterreich des Bundesdenkmalamtes.

Johann Kräftner, Kellerplatz mit unbelaubten Bäumen in Kleinhain
© Johann Kräftner, Naive Architektur in Niederösterreich. St. Pölten 1977, S. 118



Buchtipps

Gerold Eßer (Hg.), **Kulturlandschaft der Kellergassen. Erforschung Schutz Erhaltung.** Horn / Wien 2020

Bundesdenkmalamt (Hg.), **Kulturlandschaft Kellergassen Weinviertel.** Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege (ÖZKD) LXXIV, Heft 3/4, 2019. Horn / Wien 2020



Kulturland-
schaft der
Kellergassen

Wie lässt sich die österreichische Denkmallandschaft durch identitätsstiftende Denkmäler für unterrepräsentierte Bevölkerungsgruppen diverser gestalten? Eine beispielhafte Antwort auf diese Frage gibt der von der Bildhauerin Ulrike Truger entworfene „Omofuma Stein“.

Die „Black Lives Matter“-Bewegung hat eine weltweite Diskussion über Rassismus und Kolonialismus ausgelöst und vielerorts zum Sturz von Statuen umstrittener Persönlichkeiten geführt. Auch in Österreich wurde 2020 medial wieder einmal über die Umbenennung von Straßen und das Stürzen unliebsamer Denkmäler berichtet bzw. darüber nachgedacht, welche Denkmäler hierzulande als nicht politisch korrekt anzusehen und möglicherweise zu entfernen sind.

Dieser Diskurs wird in Österreich beinahe ausschließlich anhand des denkmalgeschützten Karl-Lueger-Denkmal nahe der Wiener Ringstraße geführt; es erinnert an den 1910 verstorbenen Bürgermeister der Stadt, der als Mitbegründer des politischen Antisemitismus gilt. Andere Denkmäler, wie etwa die Aphrodite-Statue am Bauernberg in Linz, die als Geschenk Adolf Hitlers an seine „Patenstadt“ entlarvt wurde,

wurden bereits vor Jahren aus dem öffentlichen Raum entfernt, wieder andere durch künstlerische Interventionen in ihrer ursprünglichen Aussage radikal gebrochen und damit in Mahnmale gegen den Faschismus transformiert – wie etwa die Nazi-Fresken in der ÖH der Universität Graz durch den Medienkünstler Richard Kriesche. Als ein Mahnmal dieser Art wurden die Fresken samt künstlerischer Intervention unter Denkmalschutz gestellt. Neben den aus demokratiepolitischen Gründen problematischen Denkmälern gibt es aber auch andere, abseits etwa des nachkriegszeitlichen Mainstreams der Kriegerdenkmäler des Zweiten Weltkriegs. So waren die in breiten Teilen der Gesellschaft nicht sehr beliebten Russendenkmäler immer wieder Vandalenakten ausgesetzt; auf das mittlerweile ebenfalls denkmalgeschützte, heute am Peršmanhof in Bad Eisenkappel befindliche Partisanendenkmal wurde gar ein Sprengstoffattentat verübt.

„Übrigens: Die kürzlich stattgefundenen Enthüllung einer Skulptur des Mädchens mit rotem Mantel aus Steven Spielbergs Schwarz-Weiß-Film ‚Schindlers Liste‘ vor dem Lueger-Denkmal in Wien trägt ebenfalls zur Individualisierung – in diesem Fall des Antisemitismus und seiner schlimmsten Auswüchse – bei. Denn mit der Rotfärbung des Mantels gelang es dem Regisseur, der abstrakten Zahl der sechs Millionen jüdischen Holocaust-Opfer beklemmende Individualität zu verleihen.“

Während das offizielle Mahnmal der Stadt Wien, gewidmet „den Opfern für ein freies Österreich 1934–1945“, marginalisiert am Zentralfriedhof steht, kam es erst mit Alfred Hrdlickas Mahnmal gegen Krieg und Faschismus zur Schaffung eines Gedenkortes an zentraler Stelle. Mit der Gleichschaltung des Leids aller und der umstrittenen Darstellung des straßenwaschenden Juden ist es indes schon wieder als ein ungedenkpolitisches entrücktes geschichtliches Dokument der 1980er-Jahre zu betrachten. Dies führt zu der Frage: Wie kann die Diversität der österreichischen Denkmallandschaft aussehen, in der sich auch andere Gruppen wiederzufinden vermögen? Eine erste überzeugende Antwort darauf gab Rachel Whiteread mit dem Mahnmal für die österreichischen jüdischen Opfer der Schoah auf dem Wiener Judenplatz.

An die Frage des schwierigen Umgangs mit kontroversen Denkmälern im öffentlichen Raum knüpft sich jene, wie die Diversität der Denkmallandschaft durch identitätsstiftende Denkmäler im öffentlichen Raum für in dieser Form unterrepräsentierte Bevölkerungsgruppen erreicht werden kann. Ein Beispiel könnte der von Ulrike Truger geschaffene „Omofuma Stein“ bieten. Bereits 1993 setzte die Bildhauerin mit der 1987/88 entstandenen Figur „Wächterin“ ein



Karl-Lueger-Denkmal, Wien, 1968 © BDA

Denkmal diskursiv

Von Karl Lueger zu Marcus Omofuma

Paul Mahringer

politisches Statement, indem sie sie in Hartberg aus Anlass des Briefbombenattentats auf den dortigen Pfarrer August Janisch als Symbol für den Respekt der Menschenwürde aufstellen ließ. 2000 setzte sie sie anlässlich der ersten schwarz-blauen Koalition ohne Genehmigung vor das Wiener Burgtheater, wo die fünf Tonnen schwere Skulptur seit 2004 legal steht. Der „Omofuma Stein“ entstand auf Anfrage der Menschenrechtsaktivistin Ingrid Popper zur Errichtung eines Denkmals für den Nigerianer Marcus Omofuma, der im Zuge seiner Abschiebung aus Österreich beim Flug durch Fesselung und Knebelung ums Leben gekommen war. Der aus afrikanischem „Nero Assoluto Zimbabwe“-Granit errichtete Stein wurde ebenfalls ohne Genehmigung 2003 vor der Staatsoper aufgestellt und wenig später auf den nunmehrigen offiziellen Standort am Anfang der Mariahilfer Straße vor dem Museumsquartier transloziert. Die scharfkantigen „Einschnidungen“, erzielt durch die Schleifscheibe der Flex, verweisen auf die durch Klebeband verursachten brutalen Körpereinschnürungen Omofumas. Das Denkmal, das sich seinen Weg in den öffentlichen Raum erst erkämpfen musste, setzt in der Individualität des bearbeiteten Steins in Kombination mit den dargestellten brutalen Spuren der Misshandlung ein starkes Zeichen im öffentlichen Raum. Wenngleich zurzeit Corona-bedingt die Flüchtlingsdebatte in Österreich in den Hintergrund getreten ist, erinnert uns der von seiner personalisierenden Individualität geprägte „Omofuma Stein“ daran, dass in den oftmals hitzig und polemisch geführten Debatten der Blick auf das Einzelschicksal nicht vergessen werden darf.

Dr. Paul Mahringer ist Leiter der Abteilung für Inventarisierung und Denkmalforschung im Bundesdenkmalamt.

Der „Omofuma Stein“ vor dem Museumsquartier in Wien © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl





Wappen Triests an der Fassade
der Meinl-Zentrale © Andreas Lehne

Ausgangspunkt dieser Verkehrsachse liegt. Nonverbale Hinweise auf die Hafenstadt finden sich an einigen Stellen in Form ihres Wappens. Triest führt die „Gleve“ im Schilde, eine lilienförmige Lanzenspitze, Attribut des Stadtheiligen Sergio. Dieses Symbol, vor 1918 mit dem kaiserlichen Doppeladler kombiniert, schmückt etwa das repräsentative Bürogebäude Bauernmarkt 2, ehemals Sitz der in Triest gegründeten Versicherungsgesellschaft Assicurazioni Generali. Es erscheint auch an zentraler Stelle an der Straßenfassade des 1898 von der Firma Julius Meinl als neue Zentrale errichteten Hauses Fleischmarkt 7. Architekt Max Kropf gestaltete sie als Werbefläche, die stolz auf die wichtigsten Stationen des Kaffeehandels verweisen sollte: Hamburg, Triest, London. Unter dem zentral positionierten Triestiner Stadtwappen zeigt ein Relief Matrosen beim Verladen von Kaffeesäcken der Firma Meinl. Und schließlich prangt das Hoheitszeichen auch am Haus Vordere Zollamtsstraße 10, das ehemals die Marinesektion des k.u.k. Reichskriegsministeriums beherbergte. Hier sind auch andere Hafenstädte der Monarchie vertreten. Über den emaillierten farbigen Wappen liest man die klingenden alten italienischen Namen: Cattaro, Capodistria, Cherso, Fiume, Lesina, Lissa, Lussinpiccolo, Muggia, Piran, Pola, Ragusa, Rovigno, Sebenico, Spalato, Zara...

Aber Triest ist in Wien nicht nur symbolhaft in Form von Wappen präsent. Um eine wirklich eindrucksvolle großformatige Vedute zu sehen, muss man sich in das Gebäude der ehemaligen „Exportakademie“ (später Hochschule für Welthandel) in den 19. Bezirk begeben. Die Wandbilder in der weiten Eingangshalle zeigen Hafenansichten von Triest, Konstantinopel, Hamburg und New York. Der Architekt dieses durchaus fortschrittlichen Bauwerks aus den letzten Jahren der Monarchie war der trotz seines großen Œuvres hierzulande wenig bekannte, aus Graz stammende Alfred Keller (1875–1945). Er hatte eine besondere Beziehung zum Maritimen und zum Adriaum. So stattete er nicht nur Kommandeursräume von Kriegsschiffen wie der „Viribus Unitis“ aus, sondern entwarf für das ehemals habsburgische „Küstenland“ auch elegante Badeanlagen, Villen und Strandhotels. Das Restaurant des 1915 nach seinen Plänen errichteten Hotelkomplexes Alhambra in der Nähe von Lussinpiccolo (Mali Lošinj) trägt heute den Namen „Alfred Keller“.

Dr. Andreas Lehne war bis zu seiner Pensionierung Leiter der Abteilung für Inventarisierung und Denkmalforschung im Bundesdenkmalamt.

Gemälde von Triest in der ehemaligen „Exportakademie“ in Wien: Um Eintretenden den Zweck der Anstalt – die Pflege des Außenhandels – zu vermitteln, erhielt die Haupthalle Wandgemälde von Triest, Konstantinopel, Hamburg und New York, gemalt von Adolf Groß, Oskar Laske, Professor Josef Beyer und Alfred Keller. © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Bedeutsame Belanglosigkeit?

Triest in Wien

Andreas Lehne

Nicht nur ist Triest österreichisch, auch umgekehrt finden sich in Wien Spuren, die an die einst wichtigste Hafenstadt der Monarchie erinnern. Hotels, Gebäude, Bilder und andere Besonderheiten können bei einem Stadtrundgang entdeckt werden.

denk mal GESTERN: Denkmal heute

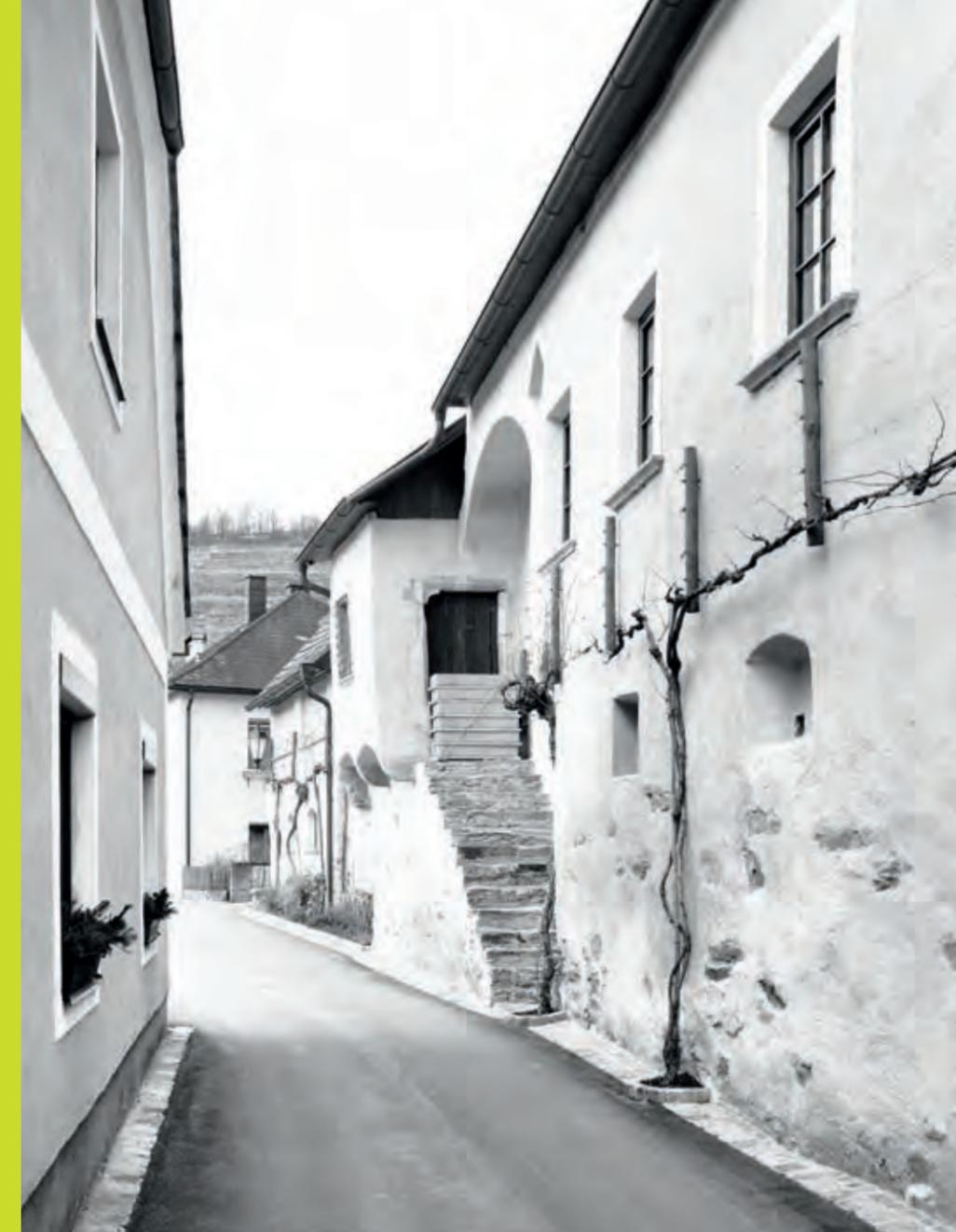
Gabriele Roithner

Die beiden Aufnahmen des „Malergässchens in Radlbach“, einem malerischen Ortsteil von Spitz an der Donau, sind der vom Bundesdenkmalamt gestalteten Ausstellung „wachau. welcher wandel?“ entnommen.

Spitz an der Donau, „Malergässchen in Radlbach“, um 1905/1906 © BDA, Foto: Konrad Heller



Radlbach



Spitz an der Donau, „Malergässchen in Radlbach“, 2009 © BDA, Foto: Irene Hofer

Dabei wurden um 1905/1906 aufgenommene Fotografien des bedeutenden Landschaftsfotografen Konrad Heller (1875–1931) und zeitgenössische Bilder einander gegenübergestellt: Die Amtsfotografin Irene Hofer hatte Hellers Aufnahmen vom selben Blickwinkel aus wiederholt, um den Wandel des architektonischen Erscheinungsbildes in einem Zeitraum von 100 Jahren zu zeigen.

In diesem Fall hat sich das Bild kaum verändert...

Gabriele Roithner arbeitet im Fotoarchiv der Abteilung für Inventarisierung und Denkmalforschung im Bundesdenkmalamt.

Bauarbeiter, genannt „Glockner-Baraber“, bei der Errichtung der Straße
© GROHAG

Gletscherstraße: Auffahrt Richtung Kaiser-Franz-Josefs-Höhe mit dem Blick auf den Großglockner (3.798 m)
© GROHAG, Foto: Michael Königshofer

Welterbe

Großglockner Hochalpenstraße: Ein Denkmal voller Leben

Wo einst die Kelten und die Römer die Berge überquerten, um von Italien nach Mitteleuropa zu gelangen, führt heute eine der schönsten Panoramastraßen der Welt durch eine phänomenale Naturlandschaft: die Großglockner Hochalpenstraße.

Seit 2015 steht diese Meisterleistung österreichischer Ingenieurskunst unter Denkmalschutz und wurde so zum größten Monument Österreichs.



Blick von der Edelweiß-Spitze auf 30 Dreitausender
© GROHAG, Foto: Michael Königshofer

HÖCHSTBELEGENES
DENKMAL
HÖCHSTGELEGENES

Es ist April. Entlang der Großglockner Hochalpenstraße glitzert der Schnee in der Sonne. Von monotonem Brummen geweckt, streckt ein Murmeltier den Kopf aus seinem Bau, blinzelt einmal träge und zieht sich sofort wieder zurück.

Eisblaue Oldies gegen Schnee und Eis

Denn das, was hier unterwegs ist, kennt der Nager nur allzu gut: Langsam, aber beständig beißt sich Jörgen durch den Schnee. Schicht für Schicht. Meter für Meter. Je weiter bergauf der eisblaue Gigant gelangt, desto höher werden auch die Schneewände, die er hinter sich lässt. Gut, dass Jörgen bei dieser mühsamen Arbeit von Oskar, Ander und Eisbändiger unterstützt wird. Dabei handelt es sich um keine Geringeren als das berühmte Rotationspflüge-System Wallack. Sie wurden vom Erbauer der Großglockner Hochalpenstraße, Franz Wallack, eigens dafür konstruiert, die Straße von den

Schneemassen zu befreien. Und das tun sie auch heute noch. Frühling für Frühling.

Bis zum Durchstich

Alljährlich Anfang April startet die Großglockner Hochalpenstraßen AG – kurz GROHAG – mit der Schneeräumung. Von Norden von Fusch/Ferleiten aus, von Süden von Heiligenblut. Rund 20 „GROHAGler“, die vier mächtigen 15-Tonner sowie erfahrene Bergführer, die für die Sicherheit sorgen, bilden das Räumungsteam. Höhepunkt ist Jahr für Jahr der traditionelle Durchstich am Hochtort – beim Hochtortunnel, der die Salzburger mit der Kärntner Seite der Großglockner Hochalpenstraße verbindet. Hier oben treffen die Räumtrupps beider Seiten nach vollendeter Arbeit aufeinander und eröffnen, begleitet von Würdenträgern und Medienvertretern, die Saison auf der Großglockner Hochalpenstraße.



Auffahrt zur Edelweiß-Spitze mit dem historischen Kopfsteinpflaster © GROHAG, Foto: Eduardo Gellner



„Die Grossglockner Hochalpenstraße ist ohne Zweifel ein bedeutendes Stück österreichische Geschichte. Allerdings ist sie viel mehr als nur eine Straße und ein historisches Denkmal. Hier wird Geschichte mit Leben erfüllt: Besucherinnen und Besucher aus aller Welt kommen hierher, um dieses einzigartige Monument in all seiner Schönheit, die durch das harmonische Zusammenspiel von Ingenieurskunst und Naturschauspiel entsteht, zu bewundern und zu genießen.“
Dr. Johannes Hörl,
Vorstand der Grossglockner
Hochalpenstraßen AG

Feierliche Eröffnung der Grossglockner Hochalpenstraße am 3. August 1935 beim Hochtort © GROHAG



Kaiser-Franz-Josefs-Höhe (2.369) mit Blick auf den Grossglockner und die Pasterze, den längsten Gletscher der Ostalpen © GROHAG, Foto: Michael Königshofer

Seit Jahrtausenden ein besonderer Ort

Das auf 2.504 Metern gelegene Hochtort ist noch aus anderen Gründen ein ganz besonderer Ort: Schon vor mehr als 2.000 Jahren überquerten an diesem topografisch idealen Punkt Kelten und Römer die Berge auf ihrem Handelsweg zwischen Italien und Mitteleuropa. Das belegen mehr als 200 keltische und römische Münzen sowie andere Opfergaben, die am Passheiligtum gefunden wurden. Zehn Prozent des weltweiten Goldhandels fanden hier vor 500 Jahren noch statt. Auch Ingenieur Franz Wallack wusste um die besondere Symbolkraft dieses Ortes: Nicht umsonst wählte er das Hochtort als Schauplatz der feierlichen Eröffnung der Grossglockner Hochalpenstraße am 3. August 1935 – nach nur fünf Jahren Bauzeit.

Die erste Hochalpenstraße für Touristen

Die Geschichte der Grossglockner Hochalpenstraße ist untrennbar mit dem Namen Franz Wallack verbunden. Er war es, der erstmals überhaupt eine Hochalpenstraße als touristisches Ziel konzipierte und umsetzte. Darüber hinaus sollte der Bau bis zu 4.000 Arbeitsplätze schaffen und für Kärnten – neben dem Katschberg und der Gasteiner Tauernschleuse – eine dritte Verbindung in den Norden eröffnen. 1929 beschloss der Salzburger Landtag einstimmig den Bau der Straße. Für Planung und Durchführung des Projektes berief man wegen seines ausgezeichneten Rufs als Bauingenieur und Baumanager Franz Wallack.

Ein Bauwerk im Einklang mit der Natur - ein gigantisches Projekt.

Seine Arbeit an der Grossglockner Hochalpenstraße begann der Ingenieur eher ungewöhnlich: nämlich mit einer Studienreise, auf der er mehr als 43 Alpenstraßen besichtigte. Wallack – auch Alpinist mit ausgeprägtem Sinn für die Schönheit der Natur – vertrat die Ansicht, dass sich seine Straße „harmonisch in das Landschaftsbild einfügen muss, denn es wäre vermessen, der Natur mit Mitteln der Technik den Rang abzulaufen“. Am 30. August 1930 wurde mit den Arbeiten begonnen: In insgesamt 26 Monaten Bauzeit bzw. 1,8 Millionen Arbeitsstunden bewegten die Arbeiter 870.000 Kubikmeter Erde und Fels, schufen 115.750 Kubikmeter Mauerwerk und bauten 67 Brücken. Die Gesamtkosten für den Bau der Nord-Süd-Verbindung betragen umgerechnet 82,5 Millionen Euro – zur damaligen Zeit ein gigantischer Betrag für eine Straße.

Schneeräumung am Fuscher Törl mit den Rotationspflügen System „Wallack“ © GROHAG, Foto: Christian Wöckinger



Ein historisches Monument, auf dem das Leben brummt

Heute gilt die Grossglockner Hochalpenstraße als eine der schönsten Panoramastraßen der Welt und gehört zu den drei meistbesuchten Ausflugszielen Österreichs. 900.000 Besucherinnen und Besucher im Sommerhalbjahr erfüllen dieses historische Monument mit Leben! Auf 48 Kilometern führt die Straße ins Herz des größten Nationalparks Mitteleuropas, der Hohen Tauern. Einzigartig in Österreich ist auch, dass die Straße alle Vegetationsstufen durchquert – von Äckern über Almwiesen bis hinauf zur Kaiser-Franz-Josefs-Höhe ins Hochgebirge und ins ewige Eis. Sie liegt am Fuße des 3.798 Meter hohen Grossglockners, des höchsten Bergs Österreichs, und am Rand des längsten Gletschers der Ostalpen, der Pasterze.

Das Schöne dabei: Niemals wirkt die Hochalpenstraße wie ein Fremdkörper in der Natur. Immer ist sie ein integrativer Teil der phänomenalen Naturlandschaft. So, wie es Franz Wallack geplant hat

Unter Denkmalschutz und Welterbe-Kandidat

Seit 2015 steht die Grossglockner Hochalpenstraße unter Denkmalschutz, und seit dem Jahr 2016 bemüht sich die Republik Österreich mit Unterstützung der Länder Salzburg und Kärnten um die Aufnahme in die Liste des UNESCO-Welterbes. Dieser Status würde dem österreichischen Monument, der Bedeutung der Straße und der Generationen überdauernden Meisterleistung österreichischer Ingenieurskunst auch international noch mehr Anerkennung und Aufmerksamkeit verschaffen. Viele Schritte auf diesem Weg sind bereits getan: Auf der österreichischen Tentativliste – das ist die Liste der Anwärter auf den Welterbestatus – hat die Grossglockner Hochalpenstraße bereits ihren Platz. Und wer weiß, vielleicht findet sie sich schon bald im Kreis der UNESCO-Welterbestätten, zu denen Monumente wie die Pyramiden von Gizeh, die Tempel von Abu Simbel und das Schloss Schönbrunn zählen. Nicht nur Jörgen, Oskar, Ander und Eisbändiger würden sich sehr darüber freuen ...

Das begehrte grüne Wohnzimmer auf dem Dach hat eine lange Entstehungsgeschichte, die nun erstmals für den deutschsprachigen Raum kunsthistorisch aufgearbeitet wurde. Eine kleine Wiener Geschichte des Wohnens „zwischen Himmel und Erde“.



Dachgarten der Universitätsbibliothek in Warschau, herbstliche Verfärbung im September 2019
© Annette Ahrens

Der Autorin ist ein privater Wiener Dachgarten mit Rasenbepflanzung bekannt, in dem die Kuppel der Wiener Karlskirche zum Umarmen nahe scheint. Dieses Kleinod hat eine Umfriedung, die Zinnen gleicht und an eine mittelalterliche Burg erinnert. Die Lage auf diesem schon in den 1970er-Jahren konzipierten privaten Dach verschlägt einem den Atem und lädt zum Träumen ein. Der Traum vom eigenen Dachgarten bleibt für viele freilich in naher Ferne, sprich: beim Nachbarn darüber. Die als Terrasse nutzbare Fläche kam erst in den 1980er-Jahren in Mode und wurde im Lauf der 1990er zum Luxus der „Bobos“. Gerade im vergangenen Jahr zählten jene



Alltagskultur

Zwischen Himmel und Erde

Annette Ahrens

Menschen als privilegiert, die so ein zweites grünes Wohnzimmer ihr Eigen nennen dürfen.

Im Barock machten die Franzosen die Mansarde gesellschaftsfähig. Eigentlicher Grund war die Ausnützung der Grundsteuer, die sich an der Anzahl der Vollgeschoße berechnete. Mit dem Mansardendach konnte also neuer Wohnraum ohne Steuerlasten, aber auch ohne lästige Dachschrägen geschaffen werden – fürs Personal natürlich. Architekt Josef Frank mokierte sich noch 1931 in „Der Baumeister“ über das als „unbewohnbar und unhygienisch verpönte Dachgeschoß“, das freilich das wahre Leben beherbergt. Einst Dachkammern,

sind die Dachgeschoße heute teurer zu bezahlen als die frühere Beletage. Die Wertigkeiten haben sich geändert, Gewinnoptimierung und Zweckarchitektur stehen im Vordergrund. Dennoch wurde von der Stadtentwicklung viel Fördergeld in diese Wohnraumreserve investiert. Denn durch die thermische Sanierung eines Daches lassen sich nicht nur die Dachflächen auf 45 Grad Neigung aufsteilen, sondern kann heute die Vision daraus resultierender moderner Energiesysteme verwirklicht und somit die Klimabilanz deutlich verbessert werden.

Die Wiener Ausstellung „Draufsetzen“ zeigte bereits 2003 neue Perspektiven für Dachausbauten in Gründerzeitvierteln



Privater Dachgarten des Architekten Egon Karl Friedinger im dritten Wiener Gemeindebezirk aus „Das schöne Heim“ Jg. 1933, 1. Heft (Oktober), S. 12

und skizzierte einen qualitätsvolleren Umgang mit Gebäuden, die immerhin rund ein Drittel des gesamten Wiener Gebäudebestandes ausmachen. Etwa 32.000 Häuser stammen nämlich aus den Jahren 1848 bis 1918. Im Zuge der Diskussion darüber, dass das „Historische Zentrum von Wien“ als Welterbestätte in Gefahr sei, wurden in Wien die Dachausbauten unter die Lupe genommen und jene in Terrassenform verboten. Interessanterweise sind etwa 90 Prozent der Dächer der Wiener Innenstadt bereits ausgebaut. Anders die Situation in ganz Wien: Laut einer Studie der MA 19 zur Stadtverdichtung von 2012 war damals die Hälfte aller Dächer noch nicht ausgebaut, was bei 20.000 Dächern rund 60.000 Wohnungen entspricht. Also heißes Pflaster am Dach.

In ihrer neuesten Publikation zeichnet Eva Berger, Kunsthistorikerin und Professorin an der Technischen Universität Wien, eine Geschichte der Flachdächer, Dachgärten und Terrassen. Hierbei spannt sie den Bogen von der Antike bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Neben dem Renaissanceschloss Neugebäude in Wien und dem Schloss Ambras in Innsbruck beleuchtet Berger auch Anlagen im Ausland, vor allem in italienischen Städten wie Rom oder Florenz. Ab dem Barock fokussiert die Spezialistin auf den Wiener Raum. Besonderes Augenmerk richtet sie auf die Zeit um 1900: Vorgestellt werden Otto Wagner, Adolf Loos und Josef Hoffmann in ihrem Verhältnis zum Flachdach. Die Neuerungen vor 1914 stehen in Diskussion zu dem informellen „Dach Grün“ nach 1918. Auch das heute von uns als normal und modern empfundene Flachdach wurde um 1930 diskutiert. Die bis heute faszinierende Dachstruktur des Hochhauses in der Herrngasse findet ebenso Erwähnung wie die Terrasse des Kahlenberg-Restaurants; außerdem werden die Werkbundsiedlung und ihre Ansprüche an das Flachdach thematisiert. Öffentlich zugängliche Orte

wie das begrünte Dachgarten-Restaurant des Warenhauses Karstadt in Berlin aus den 1930er-Jahren stehen in spannungsvollem Verhältnis zu privaten, eher unbekannteren Rückzugsorten.

Ein Exkurs zum privaten Dachgarten des Architekten Egon Karl Friedinger (1896–1970) am Dannebergplatz 11 im dritten Wiener Gemeindebezirk deckt ein Kleinod von 1930/31 auf. Autorin Eva Berger zeichnet die Entwicklungen von „Dach Grün“ sowohl vor als auch nach dem Zweiten Weltkrieg nach und resümiert auch den Dachgartenboom inklusive hoher Förderungsquoten der Stadt. Die Publikation besticht weiters durch einen interessanten Bildteil, der neben vielen Ansichten und Plänen eine Reihe aktueller Farbfotografien enthält. Der lange Anhang mit einem umfassenden Anmerkungsapparat ist eine besondere Stärke dieses Überblickswerkes, das den 3. Band in der Reihe „Österreichische Gartengeschichte“ der Österreichischen Gesellschaft für Historische Gärten bildet.

Die „Hängenden Garten“ an der 2003 entworfenen Büro- und Wohnhausanlage im vierten Wiener Bezirk (Wiedner Hauptstraße/Schwallstraße) von Architekt Rüdiger Lainer funktioniert wohl nur auf dem Papier. Die gemeinsame Ernte der reifen Äpfel durch alle Hausparteien wird durch das vorzeitige Abreißen der unreifen Früchte verhindert. Zu groß ist die Gier im Kollektiv.

Oftmals wird unterschätzt, dass auch dieser Gartenraum seine Besonderheiten hat und nach einem Konzept von maximaler Traglast, Bodenauswahl, Beschattung und Bepflanzung verlangt. Mit dem Wind, dem himmlischen Kind, haben viele Eigentümerinnen und Eigentümer ihre Mühe, können sie doch ihre Dachgärten bisweilen nur drei Tage im Jahr windstill genießen. Immer wieder überrascht, welche Energien hier wirksam werden. Heimeliges auf dem Dach ist ebenfalls schwierig, ist doch der Nachbar zu gern auf gleicher Höhe. Also entstehen in



Die Familie Kaiser Franz' II./I. im Dachgarten der Hofburg, Gouache eines unbekanntenen Künstlers, um 1796, Wien Museum, Inv. Nr. 95.070 © Wien Museum

luftigen Höhen Pergolen als Sichtschutz – ohne Rücksicht auf die örtliche Bauordnung.

Mit dem Klimawandel werden die zu begrünenden Dachgärten ein politisches Thema. Stadtplanungen widmen sich der Frage: Was ist zu tun, um in heißen Sommern besser zu kühlen? Die großen Dachflächen öffentlicher Bauten laden zu einer eingehenden Auseinandersetzung ein. Beeindruckend bleibt der Dachgarten auf dem Bibliotheksgebäude der Warschauer Universität, der 1995 bis 1999 von der Landschaftsarchitektin Irena Bajerska gestaltet wurde und bis heute, was das Gießen betrifft, die Mithilfe der einzelnen Universitätsinstitute erfordert. Bajerska unterschied auf der über 6.400 Quadratmeter großen Fläche die einzelnen Gartenräume durch Farben: So

entstand der goldene Garten, der silberne Garten, der grüne Garten und der karminrote Garten. Die blitzrote Kuppel im herbstlich verfärbten Weinlaub ist ein Erlebnis, das man nur 14 Tage im Jahr genießen kann. Es lohnt.

Annette Ahrens, BA ist Kunsthistorikerin und Expertin für historische und aktuelle Tafelkultur. Für Denkmal heute ist sie als Chefredakteurin tätig.

Buchtipps

Eva Berger, Flachdach, Dachterrasse, Dachgarten. Eine kleine Wiener Geschichte des Wohnens im Freien „zwischen Himmel und Erde“. Österreichische Gartengeschichte, Band 3 (hg. von der Österreichischen Gesellschaft für historische Gärten). Wien / Köln / Weimar: Böhlau Verlag 2021



Woran denken Sie, wenn Sie „Terrazzo“ hören? Vermutlich an Italien, die angenehme Kühle eines bunten Steinbodens an einem heißen Sommertag. Ihnen könnte aber auch das Erzbischöfliche Palais in Salzburg oder die Staatsoper in Wien in den Sinn kommen. Die glänzend-glatte, kunstvoll mit Ornamenten und Friesen gestalteten Beläge nobler Prunkbauten spiegeln bis heute die Qualitätsansprüche ihrer Erbauer und die handwerkliche Meisterschaft ihrer Erzeuger wider. Vielleicht aber sind es gerade die schmucklosen schwarz-weiß gesprenkelten Böden unserer Großelterngeneration in Wiener Gemeindebauten, in Ämtern, Spitälern und Schulen des 20. Jahrhunderts, an die Erinnerungen wachgerufen werden.

Diese lange Zeit unterschätzten „Volksböden“ anspruchsvoller sozialer Wohnbauten und öffentlicher Gebäude sehen wir heute mit neuen Augen. Denn Terrazzo erfährt gerade unter Architekten, Designerinnen, Influencern und in Einrichtungsmagazinen ein Revival. Wir sind überrascht von seinen Vorzügen in Sachen Umweltfreundlichkeit, den neuen Verwendungsmöglichkeiten, der Vielfalt an Farben, Schmuckkörnungen und Mustern. Wird dieses Handwerk noch in traditioneller Weise ausgeübt? Kann es auch in Österreich erlernt werden? Und ist Terrazzo nicht eine ideale Lösung, wenn es um die Nachhaltigkeit von Baumaterialien und die Hinwendung zu lokalen Ressourcen geht?

Ein italienischer Import

Terrazzo gilt als Phänomen in der europäischen Baugeschichte. Seit der Jungsteinzeit nachweisbar, erfuhr der äußerst beständige Bodenbelag aus Stein und Mörtel in der griechischen und römischen Antike weite Verbreitung. Das wirtschaftlich aufstrebende Venedig des 13. Jahrhunderts bescherte ihm schließlich eine einzigartige Blüte, deren Spuren uns bis heute in Kirchen und Palazzi begegnen. Im Dogenpalast in Venedig befindet sich das wohl spektakulärste Beispiel der einstigen Handwerkskunst: Nach beinahe 600 Jahren liegt der fugenlose Boden des Großen Ratssaals mit einer Fläche von sagenhaften 1.325 Quadratmetern in unveränderter Perfektion vor uns.

„Jeder Terrazzo ist ein Unikat. Es gibt nie einen zweiten, der ihm gleicht, von der Körnung, vom Schleifen, vom Erscheinungsbild.“

Georg Hlawna, Geschäftsführer des Bodenlegeunternehmens Hlawna GmbH

„Wir entwickeln 20 Rezepturen pro Jahr. Wir haben eine alte Rezepturenmappe, mittlerweile natürlich digitalisiert. Insgesamt sind es zirka 200.“

Stephanie Annerl, Geschäftsführerin der Gierer Terrazzo GmbH & Co KG

Die Herstellung von Terrazzo blieb über Jahrhunderte eine Domäne italienischer Handwerker. Als Wanderarbeiter eroberten sie sich ab dem 18. Jahrhundert neue Wirkungsstätten auch jenseits der Alpen. Die Wiener Ringstraße bietet beispielsweise in den durch Architekten wie Theophil Hansen und Heinrich Ferstel errichteten Museen und Palais beeindruckende Zeugnisse ihres Könnens. In Salzburg hinterließ die Anfang des 19. Jahrhunderts aus dem Friaul eingewanderte Baumeister- und Architekten-Familie Ceconi eindrucksvolle Spuren. Ihrer Tätigkeit verdanken neben zahlreichen Villen und Bürgerhäusern auch das Grand Hôtel de l'Europe, das Hotel Auersperg, die Stadtpfarrkirche St. Andrä und das Kloster St. Joseph ihre charakteristischen Terrazzi.

Verborgene Schätze unter PVC

Das Verständnis für den außergewöhnlichen Bodenbelag ging im ausgehenden 20. Jahrhundert weitgehend verloren. Der Zeitgeist verlangte nach neuen Materialien wie keramischen Fliesen und vor allem Kunststoffprodukten. Doch selbst Jahrzehnte unter PVC konnten dem Terrazzo nichts anhaben. „In vielen Ceconi-Villen in Salzburg wurde in den 1970er-Jahren alles mit PVC-Böden überklebt. Jetzt ist man bei den Renovierungen draufgekommen, dass unter diesen PVC-Böden wunderschöne Terrazzi vorhanden sind. Diese Böden werden großteils wieder revitalisiert.“ Georg Hlawna, Geschäftsführer eines traditionellen Bodenlegeunternehmens, kennt als Experte die Anspannung vor der Freilegung des Bodens: „Der Altbelag wird abgetragen, der vorhandene Kleber abgeschliffen, sodass man zum gesunden Terrazzo kommt. Erst dann sieht man dessen eigentliche Qualität: ob Risse, Ausbrüche oder Fehlstellen vorhanden sind.“

Terrazzomacher in Österreich

2016 wurde das Herstellen von Terrazzo als immaterielles Kulturerbe in Österreich anerkannt. Seit dem Zerfall der Monarchie – also seit mehr als 100 Jahren – wird dieses ursprünglich von italienischen Meistern dominierte Handwerk von heimischen Unternehmen ausgeübt und weitergegeben. Mit einer Hochblüte in den 1950er-Jahren erlangte das Terrazzomachen für etwa 30 Jahre den Status eines regulären Handwerks. Als das Interesse und die Zahl der Aufträge dramatisch zurückgingen, wurde das Gewerbe den Steinmetzen zugeschlagen. Das praktische Spezialwissen lässt sich nur mehr in wenigen auf Terrazzoherstellung spezialisierten Betrieben erlernen. Etwa in jenem von Stephanie Annerl. Sie führt das vom Großvater Franz Gierer 1939 gegründete Unternehmen



Traditionelles Handwerk

Terrazzo – ein ökologischer Tausendsassa

Heidrun Bichler-Ripfel, Maria Walcher

Er widersteht dem salzigen Acqua alta in Venedig ebenso wie den eiskalten Wintern in Salzburg. In Schönheit und Glanz überdauert er, nahezu unzerstörbar, die Jahrhunderte. Zurzeit erlebt der Terrazzo eine Renaissance – aus vielen guten Gründen.



Moderner Terrazzo
© BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

erfolgreich weiter und bildet ihre Mitarbeiter selbst aus: „Es gibt den Lehrberuf des Terrazzomachers nicht mehr. Die Lehrlinge, die bei uns lernen, werden Betonfertigungstechniker, aber mit Schwerpunkt auf Terrazzoherstellung. Wir bilden Lehrlinge aus, da dies auch der beste Weg ist, qualifizierte Mitarbeiter zu bekommen. Viele langjährige Mitarbeiter haben bei uns gelernt.“

Auf die Mischung kommt es an

Die Notwendigkeit der Restaurierung historischer Böden erhält das traditionelle Handwerkswissen um den Terrazzo bis heute lebendig. Allerdings bieten nur mehr sehr wenige Unternehmen die Herstellung eines sogenannten Walzterrazzos an. Der große manuelle Aufwand ist auch kaum mehr finanzierbar. Vom Auftragen des Mörtels mit Schaufel oder Kübel über das Einstreuen und Einschlagen – „Pracken“ – der Steine in den Belag und das mehrfache Verdichten mit einer schweren Eisenwalze bis zum

finalen Glätten, Schleifen und Polieren erfolgen alle Arbeitsschritte in zeitaufwendiger Handarbeit – bei den üblichen Lohnkosten nahezu unbezahlbar.

Der heute gebräuchliche Gussterrazzo lässt sich durch Maschinen wesentlich einfacher bewerkstelligen, der Arbeitsvorgang bleibt im Wesentlichen unverändert. In der Werkstatt wird zunächst das erforderliche Baumaterial vorbereitet, werden die ausgewählten Schmuckkörnungen und Beigaben nach Farbe und Größe sortiert und zusammengestellt. Georg Hlawna kommt ins Schwärmen: „Bei den Gesteinsarten kann man sich austoben, weil man natürlich alles beimengen kann, wie Marmor, Granit, Glas, Sondermaterialien. Durch die Beimischung des Glases ergeben sich auch wieder verschiedene Farbtöne, wie Goldgelb, Blau, Grün – der Boden erscheint dreidimensional, man kann geradezu hineinschauen.“ Bei diesem Schritt wird nicht nur die optische Individualität des Bodens festgelegt.

Neben der Farbstellung hat auch die Herkunft der Steine für die zukünftige Verwendung Bedeutung. Stephanie Annerl gibt aus gutem Grund österreichischen Produkten den Vorzug: „Wir kaufen direkt beim Steinbruch oder beim Zwischenhändler. Ich forciere österreichische Steine. So ist etwa der Sölker Marmor aus der Steiermark ein klassischer weiß-rosaroter Marmor. Das ist mein Pendant zum Carrara-Marmor aus Italien. Hart, widerstandsfähig und frostsicher. Schaut in jeglicher Form top aus. Sehr gern verwende ich auch den Dolomit aus Bad Vöslau oder aus dem Burgenland den Serpentin. Es gibt so großartige Steinbrüche in Österreich!“ Mit all diesen Informationen ausgestattet sollten Sie einen Besuch beim Terrazzomacher jedenfalls ins Auge fassen.

Prof.ⁱⁿ Mag.^a Maria Walcher ist Kulturvermittlerin und Expertin für Immaterielles Kulturerbe. Die Betonung des Stellenwerts von Erfahrungswissen und einer gelungenen Weitergabe desselben an die nächsten Generationen sind wesentliche Anliegen.

DIⁿ Heidrun Bichler-Ripfel ist Leiterin des Instituts für angewandte Gewerbeforschung (IAGF). Die Zukunftsfähigkeit und Weiterentwicklung von Gewerbe und Handwerk sind Arbeitsschwerpunkte.



Stephanie Annerl
© BDA, Foto:
Bettina Neubauer-Pregl

Georg Hlawna
© BDA, Foto:
Petra Laubenstein



Terrazzoproduktion © Hlawna GmbH



Arbeitsschritte bei der Erneuerung eines Ceconi-Terrazzos © Hlawna GmbH



Religiöse Besonderheit

Einzigartiges bauliches Dokument der „Schewa Kehillot“

Angelina Pötschner

Die ehemalige Synagoge Kobernsdorf im Zuge der Restaurierungsarbeiten. Polychrome Fassung an einem Pilaster der Misrachwand. © BDA, Foto: Martina Oberer-Kerth

Ehemalige Synagoge Kobernsdorf in den 1970er-Jahren © BDA

Als letzter Synagogenbau der legendären Sieben-Gemeinden überdauerte das ehemalige Bethaus in Kobernsdorf die wechselvollen Zeitläufe. Vom Land Burgenland erworben, wird nun die Gesamtrestaurierung und eine Adaptierung für Kulturveranstaltungen umgesetzt.

Nach der Schlacht bei Mohacs 1527 fanden jüdische Flüchtlinge aus Sopron neben dem Schloss des Hans von Weispriach in Kobernsdorf eine Zufluchtsstätte. Dort durften sie eine Gemeinde gründen. 1704 gelangte Kobernsdorf in den Besitz der Esterházy und gehörte fortan neben Eisenstadt, Mattersdorf, Deutschkreutz, Lackenbach, Frauenkirchen und Kittsee zu den sieben jüdischen Gemeinden (hebr. Schewa Kehillot), die dem Schutz der Magnatenfamilie unterstanden. In den kommenden Generationen wuchs die Kobernsdorfer Gemeinde kontinuierlich an und erreichte 1843 mit 760 Seelen ihren Höchststand. Das jüdische Viertel lag zwischen dem Schloss und einem Bachlauf. Ein älteres Bethaus wurde 1857 bis 1860 auf Betreiben des damaligen Rabbiners Abraham Shag Zwebner durch einen Neubau an der oberen, noch unbebauten Schlossgasse ersetzt. Die Errichtung der neuen Synagoge, die während Pessach am 11. April 1860 feierlich eingeweiht wurde, führte auch zu einer Entfaltung des jüdischen Viertels in diesem Bereich.

Der stattliche freistehende Bau mit Satteldach über rechteckigem Grundriss weist eine Südostausrichtung nach Jerusalem auf. Diese zum Schloss orientierte Misrachwand, eine hohe, durchfensterte Giebelfassade zwischen Eckpfeilern, war ursprünglich von steinernen Gesetzentafeln bekrönt. Die zeitgemäße frühhistoristische Fassadengestaltung greift Formen des neoromanischen Rundbogenstils auf: Die mittelalterliche Bauform sollte wohl auf die jahrhundertlange Verwurzelung der

Ehemalige Synagoge Kobernsdorf, 1977 © BDA



Gemeinde deuten, zugleich war die unmittelbare Assoziation mit einer katholischen Kirche zu vermeiden. Der weite, überwölbte Hallenraum weist an der Westwand eine von Holzsäulen gestützte u-förmige Empore auf, die bis zu den viereckigen Pfeilern reicht. Hier saßen die Frauen, die ursprünglich durch Holzgitter auch optisch von den im Erdgeschoß betenden Männern separiert wurden. Spirituelles Zentrum der Synagoge war der Toraschrein in der Misrachwand, wo die erhöhte Nische unter dem Rundfenster erhalten ist. Ein historisches Foto zeigt die ursprüngliche Situation mit vorgeblendeten Doppelsäulen und einem gemalten Baldachin. Vor dem Toraschrein stand die Bima, das Vorbeterpult.

Bis 1938 blieb die Synagoge das geistige Zentrum jüdischen Lebens in Kobernsdorf. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten kam es auch hier zu Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung. Bereits im Sommer 1938 war die hiesige jüdische Gemeinde, eine der ältesten Österreichs, ausgelöscht. Nur drei Personen sollten nach dem Krieg nach Kobernsdorf zurückkehren. Die devastierte Synagoge, von der Sturmabteilung der NSDAP als Vereinsheim und Turnsaal genutzt, wurde nach dem Krieg an die Israelitische Kultusgemeinde Wien zurückgestellt. Mangels Bedarfs blieb das Gebäude in den folgenden Jahrzehnten aber weitgehend sich selbst überlassen. In den 1970er-Jahren erfolgte eine von Land und Bund finanzierte Notsicherung am Dach. Eine Veranstaltung 1988 im Gedenken an die „Reichspogromnacht“ 1938 brachte das Gebäude wieder ins Bewusstsein der Öffentlichkeit. 1994 wurde die Synagoge von einem Verein erworben. Er unternahm in den folgenden Jahren mit maßgeblicher Unterstützung von Land und Bund Instandsetzungsmaßnahmen und bot im Rahmen von „Kunst im Tempel“ bemerkenswerte Lesungen, die dem Charakter des einstigen jüdischen Sakralbaus inhaltlich angemessen waren. Auch bei der künftigen kulturellen Nutzung soll der Mahnmalcharakter gewärtig bleiben.

Mag^a Angelina Pötschner ist stellvertretende Leiterin der Abteilung für Burgenland im Bundesdenkmalamt

Der Münzfund von Landshut

Bernhard Prokisch, Stefan Traxler

Wenige Jahre nach der großen Inflationskatastrophe um 1460 wurde im heutigen Bezirk Freistadt ein Gefäß mit zirka 2.500 Münzen vergraben. Im Sommer 2020 stießen Sondengänger auf diesen Schatz. Inzwischen wurde er in einem beispielhaften Projekt mit Unterstützung des Bundesdenkmalamtes gehoben.

Im Juni 2020 ersuchten vier befreundete Sondengänger die Eigentümerin eines Grundstückes in der KG Landshut (MG Unterweißenbach, PB Freistadt) um Erlaubnis, dieses nach Metallfunden absuchen zu dürfen. Nach deren Zustimmung begann das Unterfangen. Die Freude war groß, als sie auf einen verstreuten spätmittelalterlichen Münzdepotfund stießen.

Der Fund wurde umgehend der Grundstückseigentümerin und dem Bundesdenkmalamt zur Kenntnis gebracht, das die Grabungsfirma Archeonova beauftragte. Eine erste

Nachuntersuchung förderte weitere Münzen zutage. Außerdem zeigte sich, dass mit einer noch wesentlich weiteren Streuung des Schatzfundes zu rechnen war. Zwischenzeitlich war auch die OÖ Landes-Kultur GmbH (ehem. OÖ. Landesmuseum) informiert worden. Gemeinsam mit Archeonova wurde eine weitere, nicht zuletzt durch eine Förderung des Bundesdenkmalamtes ermöglichte Nachuntersuchung organisiert. Schichtenweise zog ein Bagger die letztendlich 225 Quadratmeter große Fläche ab. Vor jedem Maschineneinsatz suchten die Finder mit ihren Metallsonden die Fläche penibel ab. Das archäologische Team erfasste die Münzen und maß sie ein.

Vom Einholen der Betretungserlaubnis über die umgehende Fundmeldung bis hin zu den Nachuntersuchungen kann der Ablauf definitiv als beispielhaft bezeichnet werden. Die ehrlichen Finder dürfen sich nicht nur auf die Ablöse ihres Hälfteanteils freuen, sondern auch darüber, dass sie durch ihr vorbildliches Handeln ein wissenschaftlich fundiertes Bearbeitungsprojekt ermöglicht haben. Es bleibt zu hoffen, dass in Zukunft noch mehr Sondengängerinnen und Sondengänger der in Österreich geltenden Fundmeldepflicht nachkommen. Das Projekt hat jedenfalls gezeigt, dass eine enge Zusammenarbeit mit der Archäologie bestens funktionieren kann.

Datierung und Zusammensetzung

Das Fundmaterial, das im Zuge einer rezenten Bodenmeliorierung aus seiner ursprünglichen Lage in einem irdenen Gefäß in einen weiteren Umkreis zerstreut worden war, umfasst 2.473 Silbermünzen und eine größere Anzahl von Münzfragmenten sowie Teile des Fundgefäßes aus Keramik. Die Beschädigungen an Gefäß und Münzen dürften auf diese Zerstreung zurückgehen. Ein kleiner Teil der Barschaft befand sich in einem Leinensäckchen, das weitgehend unverseht geborgen werden konnte.

Die chronologische Tiefe des Fundes beträgt etwa 180 Jahre und reicht vom späteren 13. und frühen 14. Jahrhundert bis zu den Jahren 1469–1471, in denen nach derzeitigem Wissensstand die Schlussmünze geprägt wurde. Die Hauptmasse der Münzen entstand jedoch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Die Nominalstruktur ist von den in Rau- und Feingewicht unterschiedlichen Pfennigsorten gekennzeichnet, die teilweise von ihren Halbstücken begleitet werden. Die für das Spätmittelalter typische Pfennigvielfachen (Groschen, Kreuzer) kommen im vorliegenden Bestand nur in recht geringem Ausmaß vor und umfassen zum Großteil Importe. Auch die Herkunft der Münzen spiegelt den damaligen Geldumlauf

recht gut wider. Die Hauptanteile stellen zum einen das „heimische“ Geld, nämlich Kreuzer, Pfennige und Hälblinge aus den habsburgischen Münzstätten Wien, Wiener Neustadt, Enns und Graz, und zum anderen Prägungen aus dem bayrischen Raum. Neben den Münzen der Herzöge aus den unterschiedlichen wittelsbachischen Teilherzogtümern sind jene der geistlichen Fürsten von Passau, Regensburg und Salzburg ebenso vertreten wie der Pfälzer Wittelsbacher mit ihren Prägungen aus der Oberpfalz oder der Grafen von Hals und Landgrafen von Leuchtenberg mit ihren oftmals stark unterwertig legierten Pfennigen.

Abgerundet werden die beiden Hauptteile durch kleinere Beimengungen, unter denen eine Partie Tiroler Kreuzer, eine Anzahl böhmischer Münzen, vor allem einige Prager Groschen mit süddeutschen Kontermarken sowie je ein sächsischer Pfahlschildgroschen aus Freiberg und ein *pegione* aus Mailand hervorgehoben seien. Die Verbergung erfolgte wenige Jahre nach der großen Inflationskatastrophe der „Schinderlingszeit“ in einer Periode, in der das nördliche Mühlviertel immer wieder Schauplatz von Grenzkonflikten war. Über ihren Anlass wissen wir freilich nichts.

Dr. Bernhard Prokisch ist Sammlungsleiter für Numismatik in der OÖ Landes-Kultur GmbH und Privatdozent an der Universität Wien.

Dr. Stefan Traxler ist Landesarchäologe und Sammlungsleiter für Römerzeit, Mittelalter- und Neuzeitarchäologie in der OÖ Landes-Kultur GmbH.



Das Grabungsteam von Archeonova (stehend im Hintergrund) und die Finder des Schatzfundes von Landshut © OÖ Landes-Kultur GmbH

Teilbestand des Münzfundes von Landshut, Zustand vor der Reinigung © Foto: OÖ Landes-Kultur GmbH

Teilbestand des Münzfundes von Landshut: Wiener Pfennige des Ladislaus Postumus (1452–1457), Zustand nach der Reinigung © OÖ Landes-Kultur GmbH

Denkmal freunde

Unversehrtheit, authentische Stimmung und Reinheit wiederzugeben. Verborgenes wurde freigelegt, Erhaltenswertes liebevoll restauriert und retuschiert, Neues nach historischen Vorbildern und unter Verwendung traditioneller Arbeitstechniken hergestellt. In den Gasträumen sind einzig die Schank und das Mobiliar mit allen Gebrauchsspuren erhalten geblieben. Dielenböden, Plafonds, Fenster, Türen, Lamperien, Sitzbänke, Servicemöbel und Lüftungsgitter wurden „mit dem Anspruch, Altbestand zu sein“, neu entworfen. Gemäß dem Credo des Architekten – „Oberflächen erschaffen Atmosphäre“ – wurden Malerarbeiten in historischen Techniken ausgeführt. Es bedürfe, meint Michael Manzenreiter, nicht der so oft strapazierten „Spannung zwischen Modernem und Historischem“ – vielmehr müsse man „freilegen, akzentuieren und für sich selbst sprechen lassen“. Die akribische Auseinandersetzung mit den Details, die in der Summe Atmosphäre kreieren, spiegelt das Selbstverständnis Manzenreiters wider, der als „Spezialist originalgetreuer Wiederinstandsetzungen“ (Severin Corti) gilt.

Dass seit 1920 eine Plakette mit der Auflistung illustrier Stammgäste die Fassade des „Gasthauses zu den 3 Hacken“ ziert – zu denen unter anderem Johann Nestroy, Franz Schubert und Moritz von Schwind zählten – ist bezeichnend. Denn das Herz einer Gaststätte ist nicht dessen Architektur, ist auch nicht der Wirt, sondern der Gast. Manch einer von ihnen sah im vergangenen Jahr den Verlust einer Wiener Institution heraufdämmen: Die Sorge von Stammgästen und Passanten begleitete den Umbau des Traditionsgasthauses. Und so kommt die zufriedenstellendste Architekturkritik von einem alten Stammgast: „Gott sei Dank, ihr habt’s nur ausgemalt.“

Christa M. Pinz ist Generalsekretärin der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde.



Rindfleischteller © Felipe Böck
mit Teller aus dem Fundus
von Annette Ahrens



Unternehmen und Stiftungen als Denkmalfreunde

Gasthaus zu den 3 Hacken

Christa M. Pinz

Das Wiener Traditionsgasthaus „Zu den 3 Hacken“ verwöhnt im historischen Ambiente mit traditioneller Wiener Küche. Die urigen Stuben eines der ältesten Wirtshäuser der Stadt, in denen einst schon Franz Schubert und Johann Nestroy speisten, wurden nun restauriert.



Fotos: © Hertha Hurnaus Photography

Das Gebäude im Herzen Wiens, in dem sich das „Gasthaus zu den 3 Hacken“ befindet, entstand in seiner jetzigen Erscheinungsform um 1800 aus einem Konglomerat mehrerer mittelalterlicher Häuser. 2019 wurde das traditionsreiche Wirtshaus von der Edith-Haberland-Wagner Stiftung erworben. Diese ist in einer Vielzahl von Bereichen wohlwollend und sichert den Erhalt von Augustiner-Bräu München als Privatbrauerei. 2020 wurde Architekt Michael Manzenreiter mit der Sanierung und Neugestaltung beauftragt. Die Einreichplanung und Bauleitung wurden vom Büro Lutz & Baumann ausgeführt. Ziel der Sanierung war es, die Einzigartigkeit dieser historischen Gaststätte zu bewahren und dabei funktionierende Gastronomie möglich zu machen. Planung und Ausführung erfolgten in Abstimmung mit dem Bundesdenkmalamt. Das Projekt umfasste die Sanierung von Gasträumen, Küche und mehreren Kelleretagen mit historischen Gewölben sowie den Umbau der Gästetoiletten. Michael Manzenreiter plante eine Mischung aus Restaurierung und Neugestaltung. Vieles, was unter der Patina der Jahre als charmant erschienen war, wurde aufgrund seines Zustandes und seiner Qualität nicht erhalten. Jahrzehntealte Ergänzungen, Einbauten und Staubschichten mussten weichen, um den Gasträumen ihre architektonische

Der „Denkmalbeirat“

Gerbert Frodl

Was, wenn der Denkmalschutz eines Objektes infrage gestellt oder vom Eigentümer nicht anerkannt wird? In strittigen Fällen wie diesen kann das Bundesdenkmalamt auf einen Pool an Expertinnen und Experten zählen: den Denkmalbeirat. Ihm kommt wichtige beratende Funktion zu.

Denkmalschutz und Denkmalpflege sind hochkomplexe Aufgaben, deren Bewältigung heutzutage einer schier unübersehbaren Zahl qualifizierter Fachleute bedarf. Die Zeiten, als Kunsthistoriker in diesem Metier unangefochten das Sagen hatten, sind längst vorbei. Ganz zu schweigen von den speziell ausgebildeten Handwerkern, deren Arbeit ohnehin unverzichtbar ist. Im Bundesdenkmalamt – 1850 als „K.k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale“ gegründet und oberste Behörde auf diesem Gebiet in Österreich – können im Personalstand nicht alle, vor allem technischen, Fachrichtungen vertreten sein.

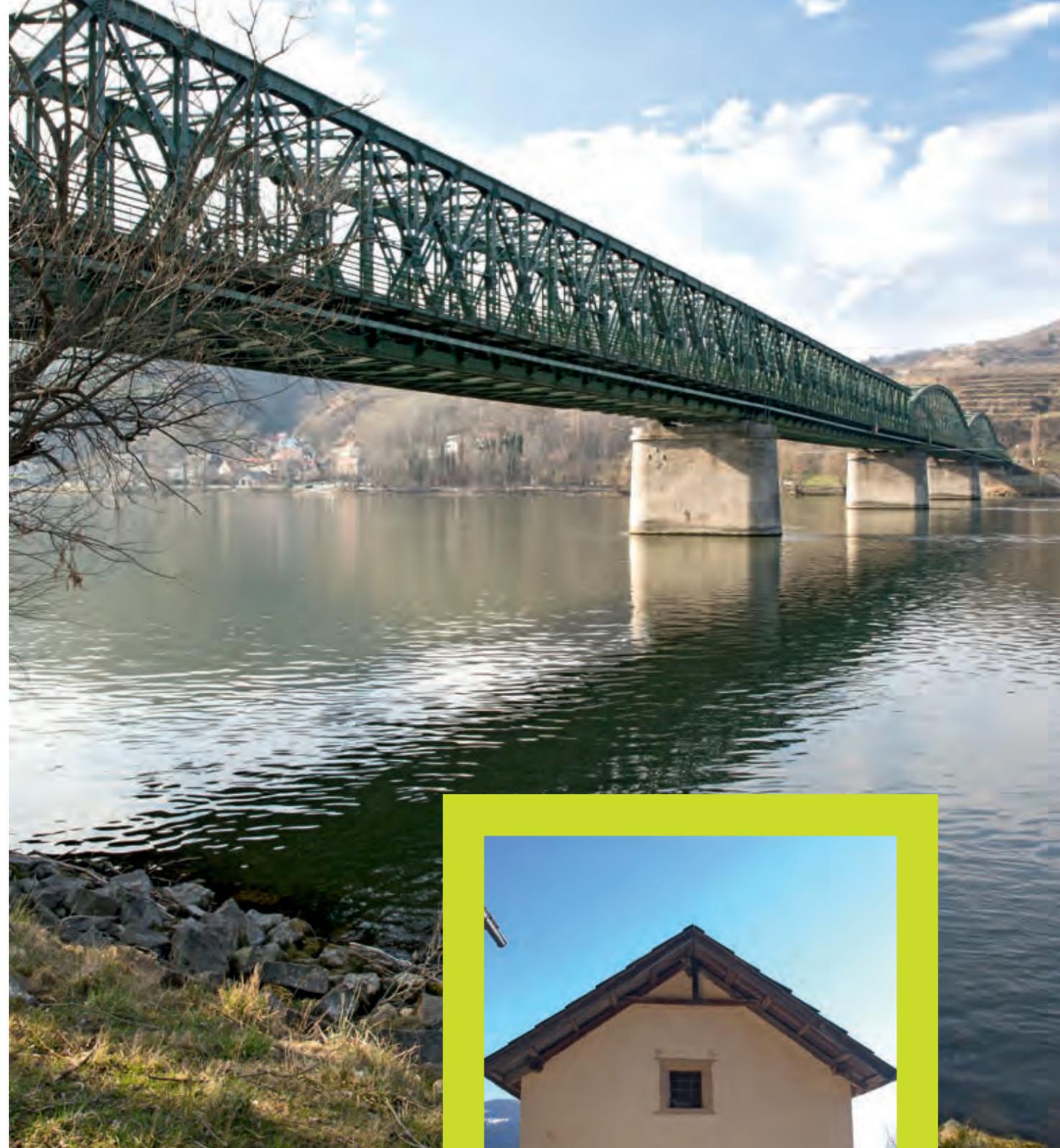
Das Bundesdenkmalamt kann daher auf Unterstützung von außen zählen – den „Denkmalbeirat“, der seit 1978 im Denkmalschutzgesetz verankert ist und „bei der Lösung von Fragen des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege“ das Amt berät. Der Beirat besteht aus einem Gremium von 60 bis 70 Personen aus ganz Österreich, die Bereichen technischer Spezialgebiete (Statik, Tragwerkslehre etc.), der Architektur, den Geisteswissenschaften, Wirtschaft und Recht entstammen. Sie werden jeweils für sechs Jahre ernannt; eine Person aus ihren Reihen führt den Vorsitz für einen Zeitraum von drei Jahren. Eine Verlängerung der Funktionsperioden ist möglich.

Wann nimmt das Bundesdenkmalamt die im Gesetz angesprochene Beratung in Anspruch? Und in welchen Fällen oder Situationen wird sie benötigt? Nicht umsonst hat der Gesetzgeber in der Formulierung des Gesetzes ein möglichst breites Spektrum an Berufen genannt, woraus die Mitglieder des Beirats auszuwählen seien. Das Bundesdenkmalamt tritt an den Denkmalbeirat heran, wenn der Denkmalschutz durch verschiedene Umstände, die jenseits der speziellen fachlichen Expertise des Amtes liegen, infrage gestellt oder wenn der einem Objekt zugesprochene Denkmalschutz vom Eigentümer oder der Eigentümerin nicht anerkannt wird. Überdies muss das Begehren, ein in Privatbesitz befindliches, unter

Denkmalschutz stehendes Gebäude abbrechen zu wollen („Entlassung aus dem Denkmalschutz“), den Denkmalbeirat auf den Plan rufen. Das Präsidium des Bundesdenkmalamtes wendet sich in solchen Fällen an den Vorsitzenden des Beirats und versieht ihn mit den Informationen, die er benötigt, um über die beste Besetzung einer Kommission aus dem Beirat zu entscheiden. Diese nimmt einen Lokalausweis vor, dessen Ergebnis dem Bundesdenkmalamt als Empfehlung dient. Ein weiterführendes Gutachten der Kommissionsmitglieder kann folgen. Oft spielen Fragen der Statik eine Rolle, der Zustand oft Jahrhunderte alten Holzes, Pilzbefall etwa, die Sanierbarkeit von Gebäuden ganz allgemein etc., und stets geht es darum, die Absichten der „Zerstörer“ mittels unanfechtbarer Fakten zu entkräften. Eines der großen Probleme des Denkmalschutzes besteht darin, ein Objekt, dessen ursprüngliche Funktion aus welchen Gründen immer verloren gegangen ist, mit neuem Leben zu füllen. Die Beratung durch Mitglieder des Beirates hat auch in solchen Fällen Erfolge erzielt.

Von den vielen Befassungen des Denkmalbeirates, die vom Bauernhaus bis zum technischen Denkmal reichen, seien im Folgenden einige erwähnt. Derzeit ganz aktuell ist die historische Donaubrücke in Mautern, Teil des Weltkulturerbes Wachau, deren Sanierbarkeit unter Wahrung des Denkmalcharakters vom Gutachten des Denkmalbeirates bestätigt wird. Ein rezentes Beispiel ist auch das Hotel Wörthersee in der Klagenfurter Ostbucht, dessen Abbruch nach Empfehlung des Beirats nicht genehmigt wurde. Immer wieder sind bäuerliche Objekte zu behandeln, wie etwa die Statik eines gemauerten Getreidespeichers aus dem 16. Jahrhundert in Arriach in Kärnten. Im Übrigen ist es auch Sache des Denkmalbeirats, in Form von „Wahrnehmungsberichten“ zu allgemeinen oder aktuellen Problemen des Denkmalschutzes Stellung zu nehmen.

Dr. Gerbert Frodl ist Kunsthistoriker und Vorstandsmitglied in der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde.



Die Donaubrücke in Mautern
© BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Nordansicht des Getreidespeichers
© BDA, Foto: Geraldine Klever

Vorschau

Das nächste Heft erscheint im November 2021



Parkettausstellung in Mauerbach © BDA, Foto: Irene Hofer

Impressum

Denkmal heute, Magazin für Denkmalpflege in Österreich, Ausgabe 1/2021
Herausgeberin: Österreichische Gesellschaft der Denkmalfreunde
ZVR 782038063, ISSN: 2224-1868
Schwarzenbergplatz 4, 1031 Wien
Chefredaktion: Annette Ahrens, BA
Redaktion: Mag. Christiane Beisl, redaktion@bda.gv.at,
Dr. Alexandra Arnim, Christa M. Pinz
Fotoredaktion: Gabriele Roithner
Grafik: Studio Corsaro, Gudi Schwienbacher, studio@corsaro.at
Lektorat: scriptophil. die textagentur, office@scriptophil.at
Illustration: Lisa Scherzer, mail@ljiillustrat.at
Druck: Brüder Glöckler, Staudiglasse 3, 2752 Wöllersdorf, office@gloeckler.co.at
Anzeigen: Agentur Wall, Dr. Johanna Wall, office@agenturwall.com,
Telefon +43 650 788 27 03
Coverfoto: Marie-Theres Holler auf Gut Hornegg © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Druckfehler und Irrtümer sowie kurzfristige Änderungen vorbehalten.
Alle Angaben ohne Gewähr. Gerichtsstand ist für beide Teile Wien.
Es gilt österreichisches Recht.

Personenbezogene Ausdrücke in diesem Magazin umfassen jedes Geschlecht gleichermaßen.

Das Magazin Denkmal heute erscheint in Kooperation zwischen der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde und dem Bundesdenkmalamt.

**DENKMAL
FREUNDE**

 Bundesdenkmalamt

Werden Sie Denkmal **freund**

Beitritt als ordentliches Mitglied

Ich interessiere mich für die Tätigkeit der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde und würde gerne als ordentliches Mitglied beitreten.

Mitgliedsbeitrag 50 Euro

Förderer 400 Euro

Firmenmitgliedschaft 800 Euro

Abonnementbestellung

Ich abonniere Denkmal heute zum Preis von 15 Euro p.A.

Vorname _____ Nachname _____

Adresse _____

Telefon _____ E-Mail _____

Datum _____ Unterschrift _____

Der Schutz Ihrer persönlichen Daten ist uns ein besonderes Anliegen. Wir verarbeiten Ihre Daten daher ausschließlich auf Grundlage der gesetzlichen Bestimmungen (DSGVO, TKG 2003).

Bitte ausgefüllt senden an

Österreichische Gesellschaft
der Denkmalfreunde
Schwarzenbergplatz 4
1031 Wien

Kontakt

Generalsekretärin Christa M. Pinz
Tel.: +43 676 604 98 28
generalsekretariat@denkmalfreunde.com

Weitere Informationen finden Sie
auf der Website

denkmalfreunde.com

**DENKMAL
FREUNDE**


**MÜNZE
ÖSTERREICH**

Hier lagern Sie Ihr Gold sicher und versichert:


GOLD DEPOT
MÜNZE ÖSTERREICH

Eine Anlage in Gold ist sicher. Die Tresorräume der Münze Österreich sind es ebenso. Und genau dort können Sie jetzt Ihr bei der Münze Österreich zukünftig gekauftes Gold einlagern. Mehr Informationen finden Sie auf muenzeoesterreich.at/anlegen/golddepot.



SELL WITH US

700 Auktionen, **100** Experten
40 Sparten, mehr als **300** Jahre Erfahrung

DOROTHEUM
SEIT 1707